Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 20 — Leipzig, den 18. Mai — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Einen Hauch heiligen Geistes nur — Katholizismus und moderne Kultur. Ein Rückblick auf den Fall Schell. 4. Der Inder — „Asia." 3. Das religiöse Ergebnis der Reise für Naumann — Die evangelischen Kirchen und die Feuerbestattung — Endlich von konservativer Seite ein befreiendes Wort über die Kirchenbaufrage — Der Friedensgedanke in der Vergangenheit — Verschiedenes: Thesen zum Evangelisch-sozialen Kongreß; Zum Fall Wislicenus; Nr. 33 der Zukunft; Die Thomasianischen Episteln; „Moderne" Predigten — Quittung — Anzeigen

Einen Hauch heiligen Geistes nur

Der Wind bläset, wo er will,
und du hörest sein Sausen wohl;
aber du weißt nicht, von wannen
er kommt und wohin er fährt.
Joh. 3, 8

Es ist Himmelfahrtstag, da ich diesen Pfingstgruß für unsre Leser niederschreibe. Der Frühling leuchtet in seiner Pracht, die Sonne verklärt Berg und Thal mit ihrem Gold, überall Leben und Farbe weckend. „Wie herrlich Alles blüht umher und grünt!" Ein sanfter Wind hält die Natur in steter Bewegung. Und aus dem Thale tönen voll und tief die Glocken der Elisabethkirche herauf.

Was soll ich da den Freunden und Freundinnen zum Pfingstfest wünschen? Was für sie und für mich das Wichtigste ist: einen Hauch heiligen Geistes nur!

Tiefsinnige und scharfsinnige Theologen haben viel gedacht, gelehrt, geschrieben über die Persönlichkeit des heiligen Geistes. Wie er nämlich neben und im Unterschiede von dem Vater und dem Sohn auch ein Personendasein für sich habe, wie sie. Und ebenso haben sie nach der Methode geforscht, die der heilige Geist bei seinem Wirken befolge, haben Gesetze seiner Arbeit und eine Stufenreihe seiner Gaben und Wirkungen festgestellt. Ehrfürchtige Bemühungen, wo wirkliche Lust am göttlichen Geheimnis das Treibende war, und nicht Lust am Gedankenspiel oder Rechthaberei. Aber die Bibel nährt ein solches Interesse am Dogma von dem heiligen Geist nur wenig. Dagegen flößt sie dem frommen Leser eine Sehnsucht ein nach dem Besitz des Geistes, nach der Erfahrung, daß ein Hauch von ihm doch wenigstens uns berühre.

Oft wird in der Bibel, um das Geheimnis des Gottesgeistes unserm Verständnis näher zu bringen, der Geist verglichen mit Wind und Hauch. Jesus „blies seine Jünger an," da er die Fülle des Geistes, der in ihm war, ihnen als ein seliges Erbe schenkte. Am Pfingstfest geschah ein Brausen vom Himmel. Und da der Herr Jesus beschreiben will, wie ein Mensch vom Geiste wiedergeboren wird, spricht er dies Gleichnis: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Achten wir vollends auf die biblische Sprache, Neuen wie Alten Testaments, so merken wir, daß sie für Geist, Wind und Hauch ein und dasselbe Wort hat!

Aber ist das nun nicht das Dürftigste und Leerste, was wir von Gottes Geist sagen können, daß er ein Hauch ist aus dem Herzen Gottes, der uns Menschen das Angesicht rührt? — O wie segnend und gesegnet ist der Windhauch, der uns die Stirne kühlt! Wie unvergleichlich die Kraft des Windes, wenn er zum Sturme schwillt! Und ob wir seinen Ursprung nicht kennen, nicht zu kontrollieren vermögen: spüren können wir ihn doch! Eine Thatsache ist er doch, wie nur irgend eine in der Welt!

Wenn wir je vom Geiste Gottes einen Hauch verspürten, so ist Gott uns damit eine gewisse Thatsache geworden. Alle Festigkeit unsers Gottesglaubens ruht allein auf solcher Erfahrung.

Wann aber war das, daß wir jene Erfahrung machten? Wie viel Täuschung kann da unterlaufen! Denn „Gefühl ist Alles"! Nein, Gefühl ist nichts. Gewiß, wir fühlen, empfinden, wenn wir Religion haben, religiös erregt sind. Aber das bloße Gefühl ist keine Berührung mit dem starken, allmächtigen Gottesgeist. Nur das Gefühl ist unter seiner Wirkung uns durch die Seele gegangen, das ein Bestandteil unsers Wesens wird, für unsre ganze Lebens- und Sinnesrichtung mit bestimmend wird, das in uns Wille wird. Und zwar muß dieses Gefühl und dieser Wille einen ganz bestimmten Inhalt haben. In eine bessere Wirklichkeit müssen wir dadurch eingeführt werden, als die Welt des Scheins, der Vergänglichkeit und der Selbstsucht, der wir von Natur angehören. Kräfte müssen uns wachsen, im Alltäglichen nicht unterzugehen, unser Kreuz freudig zu tragen und in Gottes Namen auch das Außerordentliche zu wagen. Endlich aber: sind auch die Wege des Geistes unendlich verschieden, ein Merkstein besteht doch, zu dem er uns immer wieder hinführt und dadurch uns seine Echtheit beweist, das ist Jesus Christus, unser Heiland. Denn schließlich ist der Geist Gottes, wie er in der Christenheit lebt und tröstet und segnet, nichts andres als der unter uns gegenwärtige und lebendige Christus selbst: „der Herr ist der Geist."

Von diesem lebendigen, kräftigen und geschäftigen Geist einen Hauch nur wünsche ich uns Allen zum Pfingstfest. In den Gotteshäusern, wenn wir miteinander singen „Komm, heilger Geist" und uns predigen lassen, daß es kein Geist ist „der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht." In den Familien, wenn wir in trautem Verein miteinander feiern. Draußen in der Natur, wenn wir ihrer Schönheit froh werden. Dann wieder bei der Arbeit, wenn des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr uns wieder an unsre Pflichten mahnt. Daß uns in dem Allen nicht ein eitles Von Ungefähr leite, sondern eine ewige Macht, eine ewige Liebe zu sich ziehe und wir ihren Zug spüren.

Vornehmlich denke ich so Mancher, die trotz aller Sehnsucht das Gefühl haben, sie hätten ihren Gott noch nicht gefunden. Daß sie inne werden möchten, eben dieser Gott ist es, der bei ihrer Sehnsucht sie hält und diese noch einmal stillen wird, je echter und ernster sie ist!

Endlich aber, weil es ein Geist der Gemeinschaft und der Liebe ist: daß Niemand denke, ihn in erhöhter Selbstsucht für sich zu genießen! Sondern was an Andacht, Erhebung und neuer Erkenntnis durch die Seele strömt, daß das wieder den Andern zugute komme! Den Kleinen, den Geringen, den Bekümmerten und Verachteten zumal! Daß die Leitenden in der Gemeinde bedenken möchten, was sie dem Ganzen sonderlich schulden, wenn auch sie seines Geistes Kinder sind! Daß die Wankenden,

Versuchten und Angefochtenen sich von diesem Geist der Liebe möchten getragen und behütet fühlen!

Und also von all diesem Reichtum göttlichen Geistes nur ein Stäublein echtes Gold, von all der brausenden Fülle, die aus Ewigkeiten her und wieder in Ewigkeiten hin weht, nur einen Hauch — aber einen wirklichen, lebendigen Hauch: das sei der Wunsch, die Fürbitte, mit der wir herüber und hinüber zum Pfingstfest uns grüßen! R

Katholizismus und moderne Kultur

Ein Rückblick auf den Fall Schell

4. Der Index

Am 23. Februar d. J. wurde in der üblichen Form ein vom 15. Dezember 1898 datirter Beschluß der römischen Indexkongregation veröffentlicht, nach dem die Schriften Schells in den Index der verbotnen Bücher aufgenommen wurden: Die Dogmatik; „Die göttliche Wahrheit des Christentums"; „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts"; „Die neue Zeit und der alte Glaube."

Von einem Einschreiten der kirchlichen Behörden gegen Schell wurde schon länger geredet. Einzelne Bischöfe, hieß es, haben den Studenten ihrer Diözesen verboten, in Würzburg Theologie zu studiren; doch wurde das wieder in Abrede gestellt. Dann hörte man von Bemühungen der Bischöfe Korum von Trier und Haffner von Mainz, in Rom die Verurteilung Schells durchzusetzen. Welche Einflüsse im Einzelnen dabei mitgespielt haben, entzieht sich dem Auge des Nichteingeweihten. Darüber ist kein Zweifel, daß vor allem die Jesuiten und einzelne ihnen nahestehende deutsche Prälaten die Verurteilung betrieben haben.

Der Index ist eine der Schutzwehren, welche die katholische Kirche im sechzehnten Jahrhundert gegen den Ansturm der reformatorischen Ideen errichtet hat. Ueber seine Geschichte kann man sich aus dem großen Werk von Reusch (Der Index der verbotnen Bücher, 2 Bände 1883 und 1885) zuverlässig unterrichten. Inquisition und Index gehören zusammen. Papst Paul IV., der als Kardinal Caraffa 1542 die römische Inquisition eingerichtet hatte, hat im Jahre 1559 den ersten römischen Index veröffentlicht. Seine volle Wirkung hat denn auch der Index nur da entfalten können, wo er von der Inquisition unterstützt war.

Das Einschreiten der Kirche gegen verbotne Bücher ist viel älter. Es ist uralter Grundsatz in der Kirche, daß ein Christ die Lektüre schädlicher Bücher vermeiden soll. In den ersten Jahrhunderten wurde er in freier Weise durchgeführt. Vom vierten Jahrhundert an, in der Zeit der großen dogmatischen Kämpfe, haben die Konzilien nicht selten häretische Bücher verboten und die Kaiser ihre Verbrennung angeordnet. Ebenso sind im Mittelalter zahlreiche Bücherverbote ergangen; Schriften von Ketzern, wie Wiklif und Hus, wurden verbrannt. Als durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Verbreitung der Bücher einen ganz andern Umfang annahm, und als gleichzeitig sich das geistige Leben immer mehr der Leitung der Kirche entzog, suchten die kirchlichen Behörden der Gefahr durch die Forderung einer dem Druck vorausgehenden Zensur zu begegnen. In den großen religiösen Kämpfen des sechzehnten Jahrhunderts haben beide Parteien zu der Waffe des Verbots und der Vernichtung der gegnerischen Bücher gegriffen. Viel systematischer und rücksichtsloser hat sie die römische Kirche, der angegriffne Teil, verwendet. Allein das übliche Verfahren genügte nicht; mit dem Verbrennen kam man nicht durch, und der weltliche Arm versagte nicht selten. Man mußte neue Mittel anwenden, um die gefährlichen Bücher zu kennzeichnen. So entstanden Verzeichnisse verbotner Bücher, die ersten nicht in Rom, sondern in England, den Niederlanden und Spanien, dann auch in Frankreich, in Venedig und andern italienischen Städten. Mehrfach waren es die Universitäten, wie Löwen, die Sorbonne in Paris, die auf Befehl der Fürsten solche Kataloge ausarbeiteten. Der erste römische Index ist zum weitaus größten Teil aus diesen ältern Katalogen zusammengetragen.

Dieser erste römische Index ist bis heute die Grundlage der römischen Indices geblieben. Doch ist er mehrfach überarbeitet und immer wieder vermehrt worden. Schon fünf Jahre nach seinem Erscheinen hat der Nachfolger Pauls, Pius IV., auf Grund von Verhandlungen auf dem Tridentinischen Konzil eine neue Bearbeitung herausgegeben, den „Trienter Index." Ursprünglich war der Index in drei Klassen eingeteilt. In der ersten waren Autoren aufgezählt, deren sämtliche Schriften verboten sind, also vor allem die Reformatoren — auch Erasmus war ursprünglich mit allen Schriften auf dem Index Pauls, doch wurde das Verbot bald auf einzelne seiner Schriften eingeschränkt. In der zweiten Klasse folgen einzelne Schriften bestimmter Verfasser; in der dritten anonyme Schriften. Diese Einteilung ist seit der durch Papst Alexander VII. 1664 veranstalteten neuen Ausgabe fallen gelassen. Wenn der Leser eine der letzten Ausgaben des Index zur Hand nimmt — er ist in unserm Jahrhundert öfters in neuer, vermehrter Auflage erschienen, zum letztenmal meines Wissens 1895 —, so findet er ein ziemlich umfangreiches Verzeichnis. In einer mir vorliegenden Turiner Ausgabe von 1890 nimmt es in kleinem handlichem Format mit einem kurzen Nachtrag 439 Seiten ein. Es ist nach den Namen der Autoren oder — bei anonymen Schriften — nach den Titeln alphabetisch geordnet. Alphabetisch freilich nur, was man so nennt. Tolstoi z. B. darf man nicht unter diesem Namen suchen, sondern unter „Dmitry." Hinter manchen Büchertiteln findet sich der Beisatz donec corrigatur („bis es verbessert wird"), d. h. das Buch ist nicht unbedingt verboten, sondern nur so lange, bis die anstößigen Stellen getilgt sind. So sind z. B. die Hauptwerke des Philosophen Cartesius mit dieser Einschränkung verboten; wenn man freilich alle die Stellen, die seine aristotelischen Gegner im siebzehnten Jahrhundert bedenklich gefunden haben, streichen wollte, so bliebe von seinem System nicht mehr viel übrig. Regelmäßig ist eine Notiz darüber beigefügt, wann die Verurteilung erfolgt, etwa ‚1. Cl. Ind. Trid.', d. h. der betreffende Autor war schon im „Trienter Index" in die erste Klasse aufgenommen; oder: ‚Decr. 10. Jnn. 1659,' d. h. das Buch ist durch ein Dekret der Indexkongregation von diesem Datum in den Index aufgenommen worden.

Seit dem Jahre 1571 ist nämlich die Ueberwachung der Bücher und die Fortführung des Index einer besondern Behörde anvertraut, der Indexkongregation. In einzelnen Fällen, wenn es sich um wichtige dogmatische Irrtümer handelt, wirkt auch eine andre Kardinalskongregation, die der Inquisition („St. Officium") mit; sie kann auch von sich aus Schriften verbieten. Daß der Papst selbst unmittelbar durch einen Erlaß die Zensur ausübt, kommt vor, ist aber selten. In der Regel ist die Indexkongregation zuständig. Den Mitgliedern derselben — gegenwärtig etwa zwanzig Kardinälen — stehen zahlreiche Konsultoren und Berichterstatter aus dem Welt- und Ordensklerus zur Seite. Präfekt ist derzeit ein deutscher Jesuit, der Kardinal Steinhuber. Der Sekretär der Kongregation wird vom Papst ernannt, es ist immer ein Dominikaner, derzeit Cicognani. Beständiger Assistent ist der Magister Sacri Palatii, ebenfalls ein Dominikaner; wie aus Luthers Prozeß bekannt ist, lag früher die Handhabung der päpstlichen Zensur in seiner Hand. Die Bestätigung der Beschlüsse ist dem Papst vorbehalten, zu ihrer Durchführung sind in erster Linie die Bischöfe berufen. Die Kongregation schreitet in der Regel nicht von selbst gegen verdächtige Bücher ein, sondern prüft nur, was durch Denunziationen als bedenklich bezeichnet wird. An sich hat jeder Katholik die Pflicht, schlechte Bücher anzuzeigen; ausdrücklich ist sie den Bischöfen, den Rektoren der Universitäten, den Nuntien und päpstlichen Delegaten auferlegt. Der feingebildete Papst Benedikt XIV. hat durch eine Bulle Sollicita vom 9. Juli 1753 das ganze Verfahren genau geregelt. Er schärft ein, daß die Prüfung vorurteilsfrei und gründlich vorgenommen werden soll. Die Zensoren sollen sich nicht von den Anschauungen einer Nation, einer Schule, eines Ordens bestimmen lassen. Die Kongregation ist nicht verpflichtet, den Autor des verdächtigten Buches selbst zur Verteidigung anzuhören. Dies wird damit begründet, daß es sich nicht um die Verurteilung einer Person, sondern um die Abwendung einer Gefahr für die Gläubigen handle. Darüber

treffen die Zensoren von sich aus die Entscheidung. Doch soll bei angesehenen katholischen Schriftstellern mit aller Vorsicht vorgegangen werden, da der Ruf des Autors durch das Verbot doch schwer geschädigt wird. Die Anwendung der bedingten Verurteilung donec corrigatur ist nicht mehr üblich. Dem Verfasser wird Gelegenheit gegeben, sich über seine Unterwerfung zu äußern. Erfolgt eine solche Erklärung nachträglich, nachdem das Dekret schon veröffentlicht ist, so wird sie in einem spätern Dekret der Kongregation veröffentlicht: ‚autor — laudabiliter se subjecit.‘

Die notwendige Ergänzung zu den Verzeichnissen der verbotnen Bücher bilden die allgemeinen Verordnungen über Bücherzensur. Grundlegend sind auch hier die Regeln des „Trienter Index,“ die auf dem Konzil ausgearbeitet von Papst Pius IV. publizirt worden und allen Ausgaben des römischen Index vorangestellt sind. Doch haben spätere Päpste, wie Benedikt in seiner erwähnten Konstitution, einzelne Regeln beigefügt und Entscheidungen über die Auslegung gegeben. Manches war jedoch in diesen Verfügungen veraltet, andres so streng, daß man sich mit gutem Grund darauf berufen konnte, es sei unmöglich, nach ihnen zu verfahren.

Hier hat nun eine neue Verordnung des gegenwärtigen Papstes, die Konstitution Leos XIII. Officiorum ac munerum vom 24. Januar 1897 eingegriffen.*) Sie hat ein neues Recht geschaffen, indem sie alle frühern Bestimmungen mit Ausnahme der Konstitution Benedikts abrogirt. Doch ist der Kern der ältern Verordnungen aufgenommen. Gegenüber dem bisherigen geschriebnen Recht eine bescheidne Milderung, enthält sie gegenüber der herrschenden, z. T. sehr freien Praxis eine Verschärfung. Vielfach wurde früher dem römischen Index nur beschränkte Giltigkeit zugeschrieben. In Frankreich, in England, in Deutschland war lange in kirchlichen Kreisen die Ansicht weit verbreitet, z. T. herrschend, daß die römischen Verbote und Regeln nicht ohne weiteres für die eigne Landeskirche gelten. Die streng-kirchliche Richtung hat dagegen die allgemeine Verbindlichkeit gelehrt und Leos Konstitution ist zweifellos für die ganze Kirche bestimmt**). Doch hat auch hier, wie in vielen andern Dingen, das Gesetz an der Gewohnheit eine vielleicht nicht rechtliche, sicher jedoch thatsächliche Schranke.

Die Konstitution verdient einige Aufmerksamkeit. Wie in den frühern Gesetzen, so gilt die Uebertretung der hier aufgestellten Verbote i. A. als schwere Sünde. Die schwersten Kirchenstrafen sind darauf gesetzt, z. T. die Exkommunikation in ihrer schärfsten Form, als „von selbst eintretende Strafe“ (excommunicatio latae sententiae). In dem ersten Teile werden die verschiednen Kategorien der verbotnen Bücher zusammengestellt: z. B. die Schriften offenkundiger Häretiker, die religiöse Irrtümer enthalten — eine Milderung! früher waren alle Bücher der Häresiarchen***) verboten; praktisch ist die Einschränkung z. B. bei Döllinger —; ferner die im Index oder vom Papst namentlich verbotnen Bücher; alle von nicht-katholischen Autoren besorgten Ausgaben oder Uebersetzungen der Bibel; alle religiösen Unterrichtsbücher, Andachtsbücher, Berichte von Offenbarungen, Wundern u. s. w., wenn sie ohne Erlaubnis der kirchlichen Obern veröffentlicht worden sind; alle Bücher mit unsittlicher Tendenz. Wer ein solches Buch trotzdem lesen will, bedarf dazu die Erlaubnis der kirchlichen Obern. Ein für allemal ist diese auch den Gelehrten nur für ganz wenige der angeführten Kategorien von Büchern gegeben. Für die allermeisten verbotnen Bücher müssen auch sie eine spezielle Erlaubnis beim Bischof oder Papst einholen.†) Verboten ist nicht allein die Lektüre, sondern

*) Siehe J. Hollweck, Das kirchliche Bücherverbot, Mainz, 1897, und dazu Kattenbusch in der Theol. Litzt. 1899, Sp. 21 ff. und Graf P. von Hoensbroech in den Preuß. Jahrb. 1897, 3, 383 ff.

**) Die Inderkongregation selbst hat jüngst (23. Mai 1898) ausdrücklich aus Anlaß einer Anfrage die Giltigkeit der Dekrete für die Länder englischer Zunge ausgesprochen (Analecta ecclesiastica, 2, 247). Doch pflegt man sich in England und Nordamerika um den Index so gut wie nicht zu kümmern.

***) Ketzerhäupter. D. H.

†) Eine Bestimmung, die natürlich nicht durchführbar ist, schon weil sie bei manchen gelehrten Arbeiten eine fortgesetzte und dabei ganz unnütze Behelligung der Bischöfe und der Inderkongregation zur Folge hätte,

ebenso die Aufbewahrung, auch die Verteidigung der verbotnen Bücher. Die Vernichtung ist Pflicht. Die Anwendung dieser Bestimmungen führt wieder in eine verwickelte Kasuistik hinein. Ein Ausleger dieser Konstitution (Hollweck) erörtert z. B. allen Ernstes die Frage, wie viele Zeilen oder Seiten eines Buches erforderlich sind, damit die Strafbestimmungen eintreten. Im allgemeinen, meint er, wird die Lektüre von mehreren Seiten (etwa von sechs) als schwere Sünde zu qualifiziren sein, ob die betreffenden Seiten einen Irrtum enthalten oder nicht. Schon die Lektüre der Vorrede oder des Inhaltsverzeichnisses stellt nach „ziemlich allgemeiner“ Ansicht eine der schweren Sünde dar!

Der zweite Teil der Konstitution handelt von der Zensur. Sofern sie vorbeugende Maßregel ist, sind in der Regel die Bischöfe zuständig. Für bestimmte Kategorien von Schriften muß vor dem Druck ihre Erlaubnis eingeholt werden; darunter für alle Schriften, die irgendwie mit Religion zu thun haben. Für die katholischen Buchhändler werden Normen aufgestellt, um der Verbreitung verbotner Bücher durch sie zu wehren.

Es ist keine Rede davon, daß diese Verordnungen alle in voller Schärfe innerhalb der katholischen Welt eingehalten werden. Auch jetzt bleibt die Praxis immer noch weit hinter dem Gesetz zurück. Aber daß seit dem Erlaß dieser Bestimmungen die Zügel etwas schärfer angezogen werden, macht sich doch bemerklich. Neue Werke katholischer Gelehrter, deren frühere Schriften ohne bischöfliches Imprimatur erschienen sind, tragen jetzt ein solches.

Unfehlbar sind die Entscheidungen der Indexkongregation auch nach streng römischer Ansicht nicht. Noch weniger ist die Zusammenstellung im römischen Index fehlerlos. Im Gegenteil. Es gehört zu den Anwandlungen von Ironie, die sich die Geschichte manchmal gegen das römische System gestattet, daß der Index ein mit Irrtümern, Verwechslungen, Druckfehlern u. s. w. ungewöhnlich reich ausgestattetes Buch ist. Das erklärt sich aus seiner Geschichte. Im sechzehnten Jahrhundert wurden möglichst viele Namen protestantischer Autoren zusammengerafft, — häufig aus protestantischen Werken selbst —, darunter Namen von Männern, von denen man in Rom keine Ahnung hatte. Es kam vor, daß derselbe Name in verschiednen Formen mehrfach aufgenommen war ohne Hinweis auf die Identität. Es waren Bücher von Leuten verboten, die gar nichts geschrieben, Namen von Männern genannt, die nie gelebt, Schriften aufgeführt, die nie existirt hatten. Katholische Gegner der Reformatoren kamen ganz unschuldig auf den Index, weil sie in deren Schriften einmal genannt waren und man die Stelle mißverstand. Die allergröbsten Irrtümer sind später, vor allem durch Benedikt, verbessert worden, aber bei weitem nicht Alles. Staupitz z. B. ist heute noch auf dem Index, obwohl er als guter Katholik gestorben ist und seine Schriften nichts Häretisches enthalten. Viele Bücher und Autoren, die noch jetzt im Index stehen, sind längst verschollen. Aber man schleppt, dem Gesetz der Trägheit folgend, diesen ganzen antiquarischen Kram bis auf den heutigen Tag mit.

Was noch mehr auffällt, ist die willkürliche Auswahl. Von Anfang an hat hier der Zufall eine große Rolle gespielt, und in dem System der Denunziation ist es begründet, daß auch später ohne festes Prinzip das eine Buch aufgenommen, das andre, das es noch mehr verdient hätte, freigelassen worden ist. Deutsche und englische Bücher sind häufig nur durch den Zufall, daß eine französische oder italienische Uebersetzung erschien, auf den Index gekommen. Die schlimmsten und die besten Bücher stehen hier oft dicht neben einander. Wenige Seiten nach einigen verbotenen Bibelausgaben kommt Boccaccios Decamerone. Offenbarungen von Nonnen wechseln mit den Liedern leichtfertiger Poeten, kompendiöse gelehrte Werke, für die Jahrhunderte bestimmt, mit längst vergessenen Tagesbroschüren. Von Dante ist die Monarchia verboten; an die Göttliche Komödie hat man sich nicht gewagt, obwohl auch sie nicht lauter Lob für Kirche und Papsttum enthält. Hume, Hobbes, Spinoza sind aufgenommen, Leibniz, Hegel, Darwin nicht; von Kant eine italienische Uebersetzung der Kritik der reinen Vernunft! Die deutschen Klassiker fehlen. Heine ist mit ein paar Schriften vertreten. Lenaus Albigenser sind verboten, sein Savonorola nicht. Die protestantischen Theologen unsers Jahrhunderts fehlen fast gänzlich, Strauß' Leben Jesu ist eine der wenigen Ausnahmen. Von

Eduard Zeller ist die Abhandlung über die Petrussage, von Ranke seine Geschichte der Päpste verboten. Aus der Reformationszeit findet man Namen von unbekannten Anhängern Luthers, die man mit aller Gelehrsamkeit kaum noch ausgraben kann; dagegen ist ein Mann von der Bedeutung des Speratus übersehen, auch Hans Sachs fehlt unverdient. Dabei ist freilich immer zu beachten, daß die Ungleichheit meistens durch die generellen Verbote wieder ausgeglichen wird.

Bei aller Systemlosigkeit der Auswahl im einzelnen ist doch die Geschichte des Index ein wichtiger Ausschnitt aus der Geschichte der katholischen Kirche. Das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch ist er von dem Gedanken der Abwehr des Protestantismus beherrscht. So lange die Grenzen zwischen der alten und den neuen Kirchen noch nicht fest gezogen waren, mußte es von Wert sein, die protestantischen Bücher einzeln zu bezeichnen. Von Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an tritt der Kampf gegen einzelne innerkatholische Richtungen in den Vordergrund. Alle die großen Streitigkeiten des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts spiegeln sich im Index: der Kampf gegen den Gallikanismus, gegen den Jansenismus, gegen den Quietismus, dann der Kampf gegen die Aufklärung in ihren verschiednen Formen, gegen den Josephinismus, gegen den liberalen und nationalen Katholizismus in unserm Jahrhundert, endlich der Kampf für die Unfehlbarkeit, gegen den Altkatholizismus. Um mehr als ein Buch ist aufs heftigste jahrelang gestritten worden. Der Wechsel der Politik in Rom selbst hat im Index mehrfach seine Spuren hinterlassen. Darin ist er sich gleich geblieben, daß in ihm immer das Interesse Roms zum Ausdruck gekommen ist. „Römisch“ war er immer durch und durch. Was für die Kurie empfindlich war — und darin hat sie stets ein feines Gefühl gehabt —, das ist in der Regel rasch auf den Index gewandert. Er war und ist eine der wichtigsten Waffen in der Hand der Partei, deren Ziel es ist, die katholische Kirche in eine römische zu verwandeln.

Ein katholischer Gelehrter, der auf den Index kommt, tritt in keine so ganz üble Gesellschaft aus seiner eignen Kirche ein. Er trifft Gelehrte, die in ihrer Wissenschaft Bahn gebrochen haben, wie Richard Simon; Denker von der einsamen Größe Pascals; Mystiker von der selbstlosen Denkart eines Fénélon; warmherzige Reformfreunde wie den Italiener Rosmini; nicht zu reden von den deutschen Gelehrten unsers Jahrhunderts bis auf Döllinger herab. Andre Gelehrte ersten Rangs, wie Mabillon und Muratori sind dicht am Index vorbeigestreift. Ein „wahrhaft universaler Regulator der Wissenschaft“ ist der Index einmal von einer katholischen Stimme genannt worden. Vielseitig ist er ja. Es fragt sich nur, ob er nicht das Gangwerk der katholischen Wissenschaft manchmal so stark „regulirt“ hat, daß die Uhr den mahnenden Schlag verlernt hat und die Zeiger hinter der Zeit zurückgeblieben sind.

Es ist lehrreich, einmal durchzusehen, was Alles seit 1890 verboten worden ist.*) Wenn ich recht nachgezählt habe, sind von 1890—1898 im Ganzen 109 Bücher auf den Index gesetzt worden (die „sämtlichen Werke“ Zolas nicht mitgerechnet); darunter öfter mehrere von einem Verfasser, auch einige Artikel in Zeitschriften. Die meisten davon sind Schriften, welche direkte Angriffe gegen kirchliche Einrichtungen und Lehren, gegen das Papsttum, die Orden u. s. w. enthalten, oder naturwissenschaftliche, historische, philosophische Themata (Darwinismus, Mythen und Legenden, die Inquisition in Neapel), kirchliche und kirchenpolitische Fragen (die römische Frage, die Wiedervereinigung der Konfessionen, Rosminis Reformgedanken) in einem der Kirchenlehre oder der Kurie feindlichen Sinn behandeln. Die wissenschaftlichen Werke, wie Renans Geschichte des Volkes Israel, Sabatiers Franziskus, Raffaele Marianos Ueber die synoptischen Evangelien, Ruggero Bonghis Das Leben Christi, sind in der Minderzahl. Unter dem Belletristischen sei außer Zola, von dem die drei Romane Paris, Rom, Lourdes noch besonders verboten sind, Fatalità von Ada Negri erwähnt. Auch einige Schriften von Mantegazza sind verboten. Die betroffnen Autoren sind fast alle Katholiken. Die weitaus meisten zensirten Bücher sind in italienischer oder französischer Sprache geschrieben, einige in spanischer. In englischer ganz wenige, in deutscher nur eines (Rohling in Prag über den Zukunftsstaat).

*) Man findet die Beschlüsse der Indexkongregation in den Analecta ecclesiastica und in den Acta S. Sedis.

Diesen so verschiedenartigen und verschiedenwertigen Büchern sind nun Schells Schriften eingereiht worden.

Es schien im ersten Augenblick, als ob sich Schell gegen das Urteil auflehnen wolle. Aus Anlaß der begeisterten Huldigungen, die ihm am 27. Februar im Hörsaal morgens und abends dargebracht wurden, sprach er sich noch einmal über sein Programm aus. Er teilte mit, daß in keiner Weise Fragen oder Verhandlungen an ihn herangetreten seien. Er versicherte aufs neue seinen Gehorsam gegen die Kirche, sein Festhalten am Dogma. Die endgiltige Stellung zur Zensur behielt er sich vor. Aber der ganze Ton der beiden Reden, die in die Erklärung ausliefen, er werde den Weg der Wahrhaftigkeit gehen, war doch so, daß man annehmen mußte, er werde Widerstand leisten. Wenige Tage nachher hat er seine Unterwerfung ausgesprochen*) und sie am 3. März in einer recht gewundnen und verlegnen Ansprache vor seinen Studenten gerechtfertigt.**)

Es ist für uns Protestanten nicht leicht, nachzufühlen, wie schwierig und peinlich eine solche Entscheidung ist. Unterwarf sich Schell nicht, so blieb er zwar Professor, aber mit seiner Lehrthätigkeit war es aus, ob er in der theologischen Fakultät blieb oder in die philosophische übertrat. Denn auch in der letztern waren ihm diejenigen Zuhörer entzogen, auf die er nach Lage der Dinge angewiesen war. Die bayrische Regierung konnte ihn halten. Aber man weiß ja, daß ein abtrünniger katholischer Professor bei der heutigen politischen Lage und bei der Denkweise, wie sie nun einmal in den regierenden Kreisen in Bayern und anderswo herrscht, von der Regierung nur als eine Unbequemlichkeit empfunden wird. Niemand hätte die Gewähr übernehmen können, daß er nicht bei Gelegenheit dem Zentrum geopfert worden wäre. Unter allen Umständen aber wäre für ihn die apologetische Aufgabe, an die er die Arbeit seines Lebens gesetzt hatte, hinfällig geworden. Denn sie war als ein Dienst für seine Kirche gedacht. Noch schwerer mochten andre Motive wiegen. Verweigerte er die Unterwerfung, so mußte er Ueberzeugungen aufgeben, an denen er mit aller Kraft hing. Denn daß er ein seiner Kirche und ihrem Dogma treu ergebner Katholik war, ist nicht zu bezweifeln; die Analyse seiner wissenschaftlichen Arbeiten hat es uns bestätigt. Von da aus ist es zu verstehen, daß er sich fügte. Ich habe es nie anders erwartet.

Ungeschickt war unter allen Umständen die Art seines Rückzugs. Er durfte nicht Erwartungen wachrufen, die er nicht erfüllen konnte. Was alles zwischen der ersten Erklärung und der Anzeige der Unterwerfung liegt, entzieht sich unserm Wissen. Nach Schells eigner Darstellung haben die Bischöfe von Würzburg und Augsburg, der Erzbischof von München, der ihm ganz besonders gewogen war, wie auch seine Kollegen in der Fakultät ihm zugeredet, sich zu unterwerfen, zugleich aber die Bedeutung der Unterwerfung dahin erläutert, daß sie einen bloßen Akt des Gehorsams gegen die Kirche bedeute, nicht einen Widerruf seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Darauf steift sich jetzt Schell. Formell ist diese Unterscheidung richtig. Nicht mit Unrecht beruft sich Schell weiter darauf, daß für die Indexkongregation ja nicht immer sachliche Irrtümer, sondern oft nur pädagogische Bedenken den Grund für die Zensur bilden. Sie hat ja auch nicht einzelne Sätze Schells verdammt, was überdies nicht ihres Amtes ist. Es wäre in diesem Fall nicht ganz leicht gewesen. Man konnte doch nicht wohl Sätze verurteilen, wie die: „Das Christentum ist eine geistige Religion“; „Freiheit des Denkens ist wirklich ein Ideal“; „Keine einzelne Schule hat die volle Wahrheit“! Und doch haben gerade diese ganz allgemeinen Sätze

*) Der Wortlaut in der Chronik Nr. 13. Die Chronik hat über die ganze Sache ausführlich und gut berichtet.

**) Ich gründe dieses Urteil nicht auf die in ihrer Kürze unverständlichen Referate in den größern Tageszeitungen (vgl. auch Chronik Nr. 10), sondern auf den stenographischen Wortlaut in Nr. 101 der Neuen Würzburger Zeitung. Deutlicher ist Schells Erklärung in den Hochschulnachrichten Nr. 6.

in der kritischen Wendung, die ihnen Schell gab, die Gegner am meisten gereizt. Aus diesem Grunde kann man auch verstehen, warum die wohl sonst gegen angesehene katholische Gelehrte geübte Rücksicht ihm gegenüber aus den Augen gesetzt wurde, dem zensirten Autor wenigstens privatim die Lehren und Sätze mitzuteilen, auf die sich die Verurteilung gründet. Es war der Geist seiner Schriften, den man bedenklich fand. Gegen einzelne Lehren war nicht viel zu sagen.

Das läßt nun freilich die ganze Unterwerfung wieder in schärferm Licht erscheinen. Schell spricht aus, daß er „von schweren Befürchtungen für die Zukunft in keiner Weise frei sei." Wir glauben das. Wie soll man sich die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die Fortführung seines Lebenswerkes denken? Die Zensur hat dieses doch vernichtet. Seiner wissenschaftlichen Arbeit ist gleichsam das Herz ausgeschnitten. Der Gedanke einer Verständigung zwischen Katholizismus und moderner Kultur in dem Sinn, in dem er sie versuchte, ist durch die Zensur zu Tode getroffen. Der Glaube, daß die Leitung der Kirche sich zu dem großen und freien Ideal eines mit geistigen Mitteln kämpfenden, mit der Vernunft verbündeten Katholizismus bekennen werde, ist zerstört. Insofern war der Akt der Unterwerfung für Schell mehr als eine kirchliche Form, er schloß — nicht in der Theorie, aber im eignen Handeln — eine Verleugnung jenes Ideals in sich. Das war das tief Schmerzliche. Wieder einmal hat Rom die Kraft und die Geradheit eines wissenschaftlichen Charakters gebrochen.

Von der Person wenden wir uns noch einmal zurück zur Sache. Daß die Entscheidung über das Lebenswerk eines deutschen Professors in Rom vor einem Tribunal, dessen Richter mit wenigen Ausnahmen nicht Deutsch verstehen, ohne Gelegenheit zu persönlicher Verteidigung gefällt wird, daß über ernste Probleme durch Maßregeln entschieden wird, die, wenn man sie milde deutet, den Charakter von Polizeimaßregeln tragen, daß wissenschaftliche Richtungen durch ein auf Denunziation aufgebautes Verfahren „regulirt" werden, das haben stets alle, die nicht unter Roms Gesetz standen, als etwas Brutales empfunden, als eine Mißachtung der Wissenschaft und der Universitäten, denen ihre Pflege anvertraut ist. Man hat früher in gut katholischen Kreisen scharfe Urteile über den Index gehört. Ausgestorben sind sie gewiß nicht. Aber sie dürfen sich nicht mehr an die Oeffentlichkeit wagen. Auch das ist ein Zeichen dafür, wie stark die ultramontane Partei die Kirche beherrscht. Eine Kirche, die solche Einrichtungen festhält und sie so ausnutzt, wie gegen Schell, wird nie den Verdacht auslöschen können, daß sie nicht die Kraft fühlt, durch rein geistige Mittel zu überzeugen, daß sie das selbständige Urteil, die freie Entwicklung der Wissenschaft zu fürchten hat.

Einen strengern Beweis für die Wahrheit dieser Sätze wird man nicht fordern können, als den Fall Schell. Das wird nicht vergessen werden, wenn Schells Dogmatik längst vergessen ist.

Alfred Hegler

„Asia"

3. Das religiöse Ergebnis der Reise für Naumann*)

Naumann ritt mit seiner Reisegesellschaft auf dem entsetzlich schlechten Wege von Nabulus nach Jerusalem, und Jemand fragte, ob Jesus diese Straße wohl gegangen oder auch geritten sei. Naumann meint, Beides sei möglich, aber Beides gleich wenig vereinbar mit dem Jesusbilde, das er bis zu dieser Reise durch Palästina in sich getragen hätte. Er glaubte, aus dem Gestein, über das die Straße führte, schließen zu können, daß diese Wege auch zu Jesu Zeit nicht besser gewesen seien. „Jesus ging und ritt auf solchen Wegen, ohne etwas zu ihrer Besserung zu thun." Diese vermeintliche Erkenntnis bildet den Punkt, an dem für Naumann ein Hebel sich ansetzt, der schließlich das ganze bisherige Jesusbild des Reisenden mit seiner Kraft ins

*) Die zwei ersten Artikel, die von dem litterarischen und politischen Wert des Naumannschen Buches „Asia" handeln, erschienen in Nr. 13 und 14. D H

Wanken bringt, ja stürzt. In keinem Ding spiegelt sich der Kulturzustand eines Landes so deutlich, wie in seinen Wegen und Straßen. Man braucht nur Länder wie Deutschland, Rußland und die Türkei nach dieser Richtung hin zu vergleichen, um den Satz unwiderleglich bewiesen zu halten. Naumanns bisheriger Jesus lebte und ging in einem geordneten Lande, stand im Kulturleben einer materiell hochentwickelten Nation und Gesellschaft. Da ergab es sich von selbst, daß er, indirekt wenigstens, auch ein Kulturideal hatte, zum mindesten die Vorstellung gewisser Kulturnormen als selbstverständlicher Dinge. Davon sind unzertrennlich bestimmte Ideen über soziale Fragen und Verhältnisse; so sagt denn auch Naumann, „bisher" habe er in aller bessernden sozialen Thätigkeit ein direktes Fortwirken des Lebens Jesu gesehen. Palästina hat ihn in diesem Glauben erschüttert, ja, wenn er schreibt: „Es ist nicht leicht, Palästina gesehen zu haben und Glauben zu behalten," oder: „Palästina nimmt uns den deutsch gedachten Jesus und giebt keinen orientalisch verstandnen Jesus dafür," so glaube ich Naumann richtig dahin deuten zu müssen, daß die Anschauung, die er in Palästina von den realen Verhältnissen der zeitgeschichtlichen Existenz Jesu gewonnen zu haben meint, ihn überhaupt um jedes geschichtlich lebendige, konkrete Jesusbild, um den Jesus im Lande und unter den Leuten, gebracht hat.

Ich habe meinen Augen nicht getraut, als ich solches las. Daß man vom Standpunkt antiquarischen Spintisirens aus dazu gelangen kann, sich auch jene Züge des Bildes Jesu, die deutlich „historisch" sind, in einer Weise zu verzerren, die von jedem richtigen Blick für die Größenverhältnisse der Dinge in der Gedankenwelt Jesu verlassen ist, das ist mir so wenig neu wie Andern — daß man aber auf den Gedanken kommen kann, sich das Palästina zur Zeit Jesu in Bezug auf die äußere Kultur nach Analogie des heutigen Sandschaks El-Kuds und der südlichen Teile der Vilajets Beirut und Dimaschk vorzustellen, das hielt ich für unglaublich, bis ich es in der „Asia" fand. Man wird Naumann zunächst mit Josephus kommen, um ihn seines Irrtums zu überführen. Darauf wird er sagen: Josephus übertreibt maßlos. Gut — es bedarf auch weder des Josephus noch sonst einer Quelle außer dem Neuen Testament, um zu zeigen, wie verschiedne Welten das Palästina zur Zeit Jesu und das Palästina von heute repräsentiren.

Welcher Art ist die soziale Welt, in die uns die Evangelien hineinblicken lassen? Welches sind die vornehmsten Hindernisse zur Seligkeit, von denen Jesus redet?

> Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Motte und Rost zerstört, und wo Diebe nachgraben und stehlen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich auch, sorget nicht auf den morgenden Tag: was sollen wir essen, was sollen wir trinken, was sollen wir anziehen? Der morgende Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner Plage.

Man könnte keine stärkere Satire auf den jetzigen Orient im allgemeinen und Palästina im besondern schreiben, als diese Rede sie enthält. Kein Wort läßt sich denken, das noch weniger auf die heutigen Verhältnisse dort paßt, keins, das noch direkter in sein Gegenteil verkehrt werden müßte, um das auszudrücken, was den Leuten heute dort not thut, als diese Sätze aus der Bergpredigt. Wer sie zu den heutigen Palästinensern spräche, der spräche zum Wasser: Was kommt dir bei, bergauf zu fließen?

Jesu Worte zeigen uns ein Geschlecht, dem das Hasten und Jagen nach Besitz, nach „Mammon" ein vornehmstes Hindernis zur Seligkeit ist. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon," „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz," „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, die Motten und Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen," „Es war ein reicher Mann, des Feld hatte wohl getragen; er sprach zu seiner Seele: Liebe Seele, du hast nun einen großen Vorrat auf viele Jahre, iß, trink und sei guter Dinge." Nichts wäre überflüssiger, als die Menschen von heute in jenem Lande vor der Verderblichkeit des Mammonsdienstes zu warnen, denn vom Hermon bis zu den Bergen von Juda und von den Ruinen Cäsareas am Meere bis zu den basaltnen Bergen des Hauran am Rande der arabischen Wüste sind Land und Volk bettelarm, so arm, daß man

sie um und um kehren könnte und schütteln, und es fiele nicht so viel Geld heraus, daß man damit die Omarmoschee von Jerusalem oder die Tempel von Baalbek neu aufbauen könnte. Was aber haben einst die Machthaber Palästinas zur Zeit Jesu an Mitteln aus dem Lande gezogen! Was haben Herodes und seine Söhne, was haben die Makkabäer, was die römischen Kaiser und Gouverneure aus den Erträgen dieser Landschaften für Bauten aufgerichtet! Cäsarea Palästina und Cäsarea Philippi, der Tempel von Jerusalem und die Paläste von Jericho, Tiberias und Samaria — Sebaste, Machärus und Masada, um nur das Größte herauszugreifen —, was für ungeheure Massen an kostspieliger Arbeit und Material steckten in all den Quadern, Hafendämmen, Marmorkolonnaden, cyklopischen Substruktionen, Thermen, Wasserleitungen, Ringmauern, Bastionen und Zisternen jener Bauten!

Wie anders die Zustände zur Zeit Jesu waren, davon zeugen nicht nur jene Denkmale des Reichtums, der Steuer- und Finanzkraft der Bevölkerung, sondern nicht minder auch die Geschichte des großen jüdischen Krieges. Sechzigtausend Mann und vier Jahre brauchte eine Militärmacht wie Rom, um die Juden niederzuzwingen, und sechzig Jahre später, nachdem das Land bereits die furchtbarsten Einbußen an Bevölkerung und Mitteln erlitten hatte, nachdem es in noch viel höherm Maße als im Jahre 70 mit heidnischen Elementen durchsetzt war, die sich dem Judentum abgeneigt verhielten, waren fast fünf Legionen, zahlreiche Auxiliartruppen und ein dreijähriger Feldzug nötig, um den Aufstand des Bar Kochba zu dämpfen. Wenn irgend etwas geeignet ist, die fabelhaft klingenden Angaben des Josephus über die Bevölkerung Palästinas vor dem Verdacht bloßer Absurditäten zu schützen, dann ist es die Geschichte dieser beiden Kriege. Man muß sich erst vorstellen, daß der ganze Kriegsschauplatz beide male noch nicht so groß ist wie die Provinz Brandenburg, um zu einer richtigen Vorstellung von den Menschenmassen zu gelangen, die nötig gewesen sein müssen, um ohne militärische Schulung jahrelang ein Fünftel aller Truppen des römischen Kaiserreichs im Kampfe zu absorbiren.

Vergleicht man damit die heutigen Zustände, so ist der Abstand so ungeheuer, daß man schlechterdings nicht für möglich hält, was doch geschichtliche Wirklichkeit gewesen ist. Sechshunderttausend Einwohner zählt gegenwärtig Palästina, aber was für ein Volk! Zwei Bataillone reguläre Truppen würden genügen, um Alles, was zwischen dem Libanon, dem Mittelmeer und dem Jordan kreucht und fleucht, in zwei Monaten zu Paaren zu treiben; jenseit des Jordan ist jetzt überhaupt nur noch wenig Kulturland, sondern überwiegend Beduinengebiet.

Sowohl die sozialen Voraussetzungen der Evangelien als auch der bekannte Verlauf der politischen Geschichte zeigt uns mit gleicher Deutlichkeit, daß man gar keinen größern Fehler begehen kann als den Versuch, sich die Verhältnisse, unter denen Jesus lebte, nach der Analogie heutiger Beobachtungen in Palästina zu verdeutlichen. Naumann sagt: die Kenntnis Palästinas habe ihm sein bisheriges Jesusbild zerstört. Ich muß gestehen, daß mir das völlig unverständlich ist. So groß die Verschiedenheit zwischen dem Palästina Jesu und dem modernen Deutschland auch sein mag — so groß wie der Abstand zwischen Palästina einst und jetzt ist er schwerlich. Ich will versuchen, an einem Beispiel sowohl diese Behauptung, als auch den unbegreiflichen Trugschluß Naumanns zu illustriren. Angenommen, Humboldt oder Ranke wären im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts nach Athen und Olympia gekommen und hätten dort all die Veränderung und den Schutt der Barbarei gefunden, hätten gesehen, wie albanische Ziegenhirten ihre Geißen in der Cella des Parthenons weideten, oder wie ein halbes Dutzend Briganten in schmutziger Fustanella dem Würfelspiel und Tabakqualmen auf dem Rasen oblagen, unter dem der Hermes des Praxiteles und die Nike des Paionios schliefen. Angenommen weiter, jene Männer wären nach Deutschland zurückgekommen und hätten in ihr Reisebuch geschrieben: Wehe, die alten Helden Griechenlands sind uns in dem Hellas von heute gestorben und versunken! Sokrates und Plato, Homer und Praxiteles — wir hatten uns deutsche Bilder von ihnen gemacht, aber nun, da wir in ihrem Lande gewesen sind, jetzt ist

der deutsch gedachte Plato dahin, und einen griechischen haben wir nicht gefunden! Was wäre das aber Andres, als wenn Naumann schreibt: Palästina nimmt uns den deutsch gedachten Jesus und giebt uns keinen orientalisch verstandnen dafür. Es ist hier Eins wie das Andre: so fern der neugriechische Klephthe dem Leonidas steht, so fern steht das perikleische Athen dem heutigen, und so weit der Abstand zwischen Paulus und einem arabischen Derwisch ist, so weit ist er auch zwischen Palästina zur Zeit Jesu und dem „heiligen Lande" unsrer Tage. Vom Boden unsers historischen Bewußtseins aus ist es keine hoffnungslose Aufgabe, die soziale und religiöse Welt des jüdischen und des hellenischen Altertums verstehen zu wollen; wenn auch die Mühe groß ist, und viele Linien immer undeutlich oder selbst hypothetisch bleiben werden, so ist uns doch soviel überliefert, daß wir es wagen dürfen, Fehlendem auf dem Wege des Analogieschlusses nachzuspüren, und wir sehen mit Sicherheit, daß die Verwandtschaft zwischen jener Welt und unsrer groß genug ist, um diese Methode zu rechtfertigen. Perikles, Leonidas, Paulus und Kaiphas sind unserm Denken immer noch verständlicher und lassen sich mit geringern Schwierigkeiten in unsrer Vorstellung zu lebendigen, organisch aus ihrer Zeit herauswachsenden Persönlichkeiten gestalten, als ein Sufi (muhammedanischer Mystiker) von Bagdad oder der Scheich der heulenden Derwische von Urfa, der hundert christliche Armenierkinder sich ins Kloster bringen läßt und sie eigenhändig zur Ehre Gottes abschlachtet, dann aber, von einer Lähmung des Armes befallen, auf einem Esel durch das armenische Quartier reitet, um sich von den Christen fluchen zu lassen und so seine Plage loszuwerden; sie sind uns auch verständlicher als jener persische Provinzialgouverneur, der erst der Gründung eines christlichen Waisenhauses in seiner Provinz alle möglichen Schwierigkeiten macht und sich dann, gegenüber der Hartnäckigkeit der Europäer, gleichmütig mit den Worten ergiebt: „Die Leute gehen nicht fort, also scheint Allah sie hergesandt zu haben; er will wohl, daß sie hierbleiben."

Naumann geht mit seiner ganzen Verzweiflung an dem Jesusbilde, das er nach Palästina mitgebracht hatte, von den schlechten Straßen im Lande aus. Er meint, die könnten nie besser gewesen sein. Auch wenn es wirklich heute keine Ueberreste der alten Straßenbauten mehr gäbe, so würde die bloße Erinnerung an die Volksmassen, die Palästina zur Zeit Jesu bewohnten, genügen, um mit Sicherheit den Schluß ziehen zu lassen: also hat auch ein wohlgebautes und wohlgeordnetes Straßennetz existirt, denn ein solches ist eine absolut notwendige Vorbedingung für die Erhaltung einer zahlreichen Bevölkerung in einem Lande, das nicht wie Aegypten und Babylonien bloßer Appendix eines gewaltigen Fluß- und Kanalsystems ist. Es ist aber lediglich ein Zufall, daß Naumann nicht die Tour an der Nordwestseite des Sees Genezareth bei Chan-Minje und Dschub-Jussuf oder durch Obergaliläa in der Gegend von Mes gemacht hat, wo in dem härtern Gestein Straßenreste aus der Römerzeit noch deutlich sichtbar und zum Teil sogar praktikabel sind. Ich vermag im Augenblick nicht festzustellen, ob zur Zeit Jesu die Straße von Nabulus nach Jerusalem genau auf derselben Linie lief, die der heutige Verkehr einschlägt. Aber ganz abgesehen davon ist der Schluß unberechtigt, daß, wenn das Gestein auch heute keine Spur einer Straßenanlage mehr zeigt, dortselbst nie eine existirt habe. Ich habe in den cilicischen Pässen, dem berühmten Taurusdefilee oberhalb und unterhalb der jetzigen türkischen Militärstation Gülek-Boghas, wo Cyrus, Alexander, Harun-al-Raschid, Paulus und die Kreuzfahrer durchgezogen sind, die Spuren der antiken Straße tagelang verfolgen können; aber während sie an einzelnen Stellen deutlich erhalten war, fehlte dazwischen viele Meilen weit jedes Anzeichen, daß der Felsen je bearbeitet worden war — und das unmittelbar im Anschluß an geradezu noch benutzbare Strecken. Die Steinstürze und die langsam, aber stetig arbeitende Verwitterung haben überall dort, wo der Fels nicht an sich widerstandsfähig oder die Strecke besonders geschützt war, ihr Werk gethan. In Palästina mit seinen starken Gegensätzen zwischen Sommer und Winter, Tages- und Nachttemperatur, den gewaltigen Regengüssen im Frühjahr und im Herbst, und der intensiven Er-

hitzung des Bodens in der sommerlichen Sonnenglut wirken die atmosphärischen Einflüsse noch mit besondrer Energie auf das Bodenrelief ein.

Wo bleibt nun angesichts all dieser Dinge Naumanns Klage:

Hatte Jesus unser Kulturideal? Hatte er überhaupt ein Kulturideal? Wollte er der Armut Palästinas abhelfen, oder wollte er nur die äußersten Mißstände durch Almosen und Wunder heilen? Bisher sah ich in aller helfenden, organisirenden sozialen Thätigkeit ein Fortwirken des Lebens Jesu. An dieser Auffassung bleibt immer Viel richtig, aber sie hat in Palästina an Sicherheit verloren. Ich habe vor der Palästinareise das Neue Testament mit den Augen eines Deutschen für Deutschland gelesen, es gehört aber nach Galiläa.

Und vollends, wenn Naumann sagt, bisher habe er sich Jesus vorgestellt, wie er in einem „geordneten Lande“ ging und dortselbst den Ausgleich von Arm und Reich durch den Brudergeist verlangte; in Palästina aber sei ihm deutlich geworden, daß Jesus „in einem Lande war, wo die ersten Grundlagen sozialen Fortschritts fehlten [die Wege nämlich], und daß er nicht von der Notwendigkeit solcher Fortschritte redet!“ — welch ein ungeheures Schwergewicht der Schlußfolgerung hat unser Asiaschreiber da an den brüchigen Faden seiner so anfechtbaren, vermeintlichen Beobachtung gehängt! Ich will hier nicht erörtern, ob Naumann nicht in manchen seiner früheren Ausführungen über „Jesus als Volksmann“ und Aehnlichem zu weit gegangen ist in dem Bestreben, seine persönlichen sozialen Reformideale für die Gegenwart direkt an sein Verständnis vom „deutschgedachten Jesus“ zu knüpfen — aber gleichviel, ob Naumanns alter Standpunkt sich rechtfertigen ließe (was ich nur teilweise zugeben kann) oder fallen gelassen werden müßte: die Erfahrungen seiner Palästinafahrt hätten weder mit dem Einen, noch mit dem Andern irgend etwas zu thun. Ich bin von Damaskus durch das einst blühende, jetzt völlig verödete Land am Fuße des Hermon nach den Jordanquellen geritten und weiter durch Ober- und Niedergaliläa zum Karmel, nach Sichem, Bethel und Jerusalem, nach Jericho, zum Jordan und nach Joppe, ich habe die traurigen Ueberreste von Cäsarea Philippi gesehen, die Entvölkerung der einst menschenwimmelnden Gestade des Sees Genezareth, das Gestrüpp und die Dornen auf den Hügeln der früher übervölkerten Provinz des Josephus, die Einöde der Ebene Jesreel, der alten Kornkammer Palästinas, den ganzen Jammer der Steinwüste von Dschenin bis Jericho, aber nie ist mir auch nur ein Schatten solcher Gedanken gekommen, wie sie Naumann bewegt haben, nie hat mich das Bewußtsein verlassen, über ein ausgedörrtes Totenfeld zu reiten. Und so wenig ich in dem versandeten, binsenbewachsenen alten Hafenbecken von Pompeiopolis an der cilicischen Taurusküste die speerstarrenden Trieren des Pompejus und die mit Purpurwolle beladnen Frachtschiffe der Tyrier gesucht habe, so wenig war es mir beunruhigend oder eine Enttäuschung, in dem heutigen Schattenlande Palästina meinen lebendigen und lebenspendenden deutschen Jesus nicht unterbringen zu können — was soll der Lebendige unter diesen Toten?

Paul Rohrbach

Die evangelischen Kirchen und die Feuerbestattung

1

Ehe wir zu dieser Sache notgedrungen wieder einmal das Wort nehmen, möchten wir so stark als möglich unsre unermeßliche Geringschätzung der Bestattungsfrage vom religiösen, ethischen und kirchlichen Standpunkte aus bekennen. Es giebt wahrhaftig andre Fragen genug, die einem Christen Hirn, Herz und Gewissen schwer machen können und auch schwer machen, Probleme, an der Geschlechter mit heißem Bemühn werden arbeiten müssen und kaum vorankommen werden, bis endlich nach Gottes Willen die Stunde der Gewißheit doch kommen muß. Aber diese Bestattungsfrage sollte die evangelische Gemeinde spielend lösen, und alle berufnen Instanzen sollten sich rasch verständigen, damit der Wahrheit die Ehre gegeben und unnötiges Aergernis vermieden werde. Statt dessen bauscht das Verhalten der Berufnen diese rein praktische Frage zu einer prinzipiellen auf; sie behandeln die völlig peripherische Angelegenheit mit einem Ernste und einer Entschiedenheit, die in zentralen am Platze wäre. Daß der Durchschnittsmensch, wenn er auf religiöse oder kirchliche Dinge gerät, gern am Saum der Schwierigkeiten kräuselt, statt ganze und gründliche Arbeit zu thun, entspricht der Verflachung, die dem gemeinen Christentum heutzutage eignet; aber die Lenker unsrer deutschen Landeskirchen sollten auf höherer Warte stehn.

Die Praxis unsrer Landeskirchen ist ja verschieden. Denn wir haben Gott Lob! nicht Eine evangelische Kirche im Reich. Sonst könnte ja das Verhalten dieser Einen Kirche als die offizielle Darstellung evangelischen Geistes in Anspruch genommen werden. Dieser Schade wäre viel größer, als die mancherlei Schäden, die aus der Zersplitterung unsres Kirchenwesens folgen. Aber daß etliche Landeskirchen zur Bestattungsfrage ihren festen guten Standpunkt gefunden haben, daß der erste Geistliche der einen*) öffentlich für das Recht der Verbrennung innerhalb der Kirche eingetreten ist, dürfen wir angesichts der Fälle, die uns dies Wort abnötigen, beiseite lassen. Wir haben es mit dem Standpunkt zu thun, auf dem die meisten und größern deutschen Landeskirchen stehen, der leider erst Anno 1898 in der Eisenacher Kirchenkonferenz seinen klassischen Ausdruck gefunden hat. Diese hat nämlich durch Mehrheitsbeschluß sich zu folgenden Sätzen bekannt:

1. Die Feuerbestattung ist, obschon sie keinem Gebote Gottes und keinem Artikel des christlichen Glaubens an sich widerspricht und auch in den Bekenntnissen der evangelischen Kirchen nirgends verworfen wird, doch der an die heilige Schrift sich anschließenden, in der christlichen Kirche allgemein bestehenden uralten Sitte und den dieser entsprechenden Ordnungen zuwider.

2. Die evangelische Kirche hat gegenüber der auf die Einführung der Feuerbestattung gerichteten als Einzelbestrebung zu charakterisirenden Bewegung für die Bewahrung der im christlichen Volks- und Gemeindebewußtsein fest begründeten Sitte des Begräbnisses einzutreten.

3. Dementsprechend ist den Geistlichen die amtliche Beteiligung bei einer Feuerbestattung und allen mit dieser zusammenhängenden Feierlichkeiten nicht zu gestatten. Hierbei bleibt die Pflicht der Geistlichen bestehen, im engern Kreise der Leidtragenden den Trost des göttlichen Wortes und des Gebetes darzubieten.

4. Feierliche Beisetzungen von Urnen mit den Ueberresten der durch Feuer bestatteten Leichen sind auf kirchlichen Begräbnisstätten als deren Bestimmung widersprechend nicht zulässig.

Hiergegen ist grundsätzlich einzuwenden, daß Bräuche, die „keinem Gebote Gottes und keinem Artikel des christlichen Glaubens an sich“ widersprechen, in der evangelischen Kirche frei sind. Das hätte doch zunächst einmal frisch und kräftig gesagt werden müssen. Dann hätten die praktischen Bedenken gegen die Neuerung ihre Würdigung finden können. Statt dessen redet man alsbald von einer „an die heilige Schrift sich anschließenden, in der christlichen Kirche allgemein bestehenden uralten Sitte und den dieser entsprechenden Ordnungen.“ Und nun ist der kirchliche Büreaukratismus im schönsten Fahrwasser, und das Gewissen derer, die ihn handhaben, gegenüber den Neuerern ist beruhigt. Uralte, an die heilige Schrift sich anschließende Sitte! Besteht sie und ist sie stark genug und lebendig genug, so braucht Niemand um sie zu bangen. Dann werden gewiß ernsthafte Kirchenleitungen nicht die Thorheit begehen, daran zu rütteln. Aber in der evangelischen Kirche ist keine „Sitte“ durch ihr Alter und durch ihren Zusammenhang mit der heiligen Schrift kanonisirt. Wo ist denn die biblische Sitte in der Taufpraxis geblieben? Und in der Abendmahlspraxis? Also wahrlich in wichtigen Stücken des christlichen Gemeindelebens. Der Uebergang von der Erd- zur Feuerbestattung ist nicht so das Innerste der Handlung erschütternd wie der von der Bekehrtentaufe zur Kindertaufe und Kinderkonfirmation, von dem gemeinsamen Liebesmahl zum Altarsakrament.

Kurz, mit der Berufung auf uralte biblische Sitte ist auf protestantischem Boden Nichts entschieden. Die Zeremonien — und dazu gehört das Begräbnis — sind frei. Was praktisch gegen die Verbrennung spricht, mag von den Sachverständigen angemessen vertreten werden. Aber daß um Gottes willen daraus keine Sache des Geistes und der Wahrheit gemacht werde!

Thatsächlich steht es nun so, daß Niemand in Deutschland

*) Die Stellung der evangelischen Kirche zur Feuerbestattung. Von Wilhelm Bahnsen, Generalsuperintendenten in Coburg. Berlin, Alexander Duncker, 1898. Vgl. Christliche Welt 1898, Nr. 37. — Die Christliche Welt hat zur Feuerbestattung immer eine sehr neutrale, eher ablehnende Haltung eingenommen. Größere Aufsätze dazu brachten die Jahrgänge 1887, Nr. 43 f. und 1895, Nr. 4 und 6.

ernstlich Abschaffung des Grabes zu Gunsten des Ofens verlangt. Nur eine kleine Minderheit unsrer Mitbürger begehrt für sich das Recht, sich verbrennen zu lassen und ihre Angehörigen zu verbrennen. Wie die einzelnen Staaten sich ihrerseits damit abfinden, geht uns hier nichts an. Etliche gestatten die Errichtung und Benutzung von Oefen, andre nicht. Die Einführung und Beisetzung der Aschenreste gestatten sie wohl alle. Nun erhebt sich aber die Frage: wie stellen sich die Kirchen dazu? Die römische ist schnell fertig mit ihrer Entschließung: ihr ist die Tradition heilig. Die evangelische kann nicht umhin, alle in Betracht kommenden Motive durchzudenken, die widerstreitenden Interessen mit durchzukämpfen. Sie ist ihrer Art nach konservativ genug, um der Versuchung, für den neuen Brauch einzutreten, überhoben zu sein. Es kann sich für sie nur darum handeln, ob sie das Neue dulden will. Und gerade das kann und darf ihr nicht schwer werden. Denn es handelt sich um einen Brauch, der jedenfalls „keinem Gebote Gottes und keinem Artikel des christlichen Glaubens an sich" zuwider ist. Einigen sich Kirchenregiment und Synoden nicht über eine neue „Agende," d. i. gottesdienstliche Handlungsweise, die dem neuen Brauch entspricht, so bleibt der gute Ausweg, daß sie das richtige gottesdienstliche Verhalten dabei dem Gewissen des einzelnen Pfarrers und der Entscheidung der zuständigen Gemeindevertretung überlassen.

Es wird hohe Zeit, daß unsre großen Landeskirchen, daß die Eisenacher Kirchenkonferenz sich auf diesen Standpunkt stellen. Sonst wird man für den Schaden, der aus ihrer jetzigen Haltung entsteht, vor Gott und der Zukunft unsrer Kirche die verantwortlich machen müssen, die ihn verschulden.

2

Diese Erörterungen sind uns aufgezwungen worden durch die jüngsten Vorgänge in Goslar.

Der Historienmaler Hermann Wislicenus ist unsern Lesern bekannt. Näheres über sein Leben und Schaffen bietet jedes Konversationslexikon. Er lebte und starb als Christ. Den Einzelzügen, die wir in voriger Nummer dafür beibrachten, fügen wir hinzu, daß er sterbend noch das heilige Abendmahl begehrte. Wenn er seinen Leib dem Feuer bestimmte, so war außer der Scheu vor Scheintod ein ästhetisches Empfinden mit im Spiele, das wir jedenfalls zu respektiren haben. Hierzu kam, daß mehrere Glieder der Familie, die der Entschlafne besonders geschätzt hat, in Gotha verbrannt worden sind. Irgendwelche antikirchliche, geschweige antichristliche Tendenz bei seiner Verfügung ist ausgeschlossen; vermutlich hat er gar nicht gewußt, daß die hannoversche Landeskirche nur denen das kirchliche Geleit gewährt, die ihren Leib in die Erde legen. Aber als nun dieser Mann seine Augen zugethan hatte, da stand seine sterbliche Hülle, da stand seine Familie und die evangelische Gemeinde Goslar unter der Herrschaft der hannoverschen Konsistorialverordnung vom Jahre 1897, die den Geistlichen in solchen Fällen das amtliche (!) Handeln verbietet. So ging es denn nach mancherlei Verhandlungen den Weg Rechtens. In dem von ihm ausgeschmückten Kaiserhause, jedoch nicht im Kaisersaale, den der Kultusminister zuerst zur Verfügung gestellt und nachher verweigert hatte, sondern in seiner ehemaligen Wohnung fand unter großer Beteiligung eine Trauerfeier statt. Der zuständige Geistliche sprach Rede und Gebet — in Zivil, denn das Reich Gottes wird heutzutage durch den Amtsrock des Geistlichen markirt —, dann gab das trauernde Gefolge unter den feierlichen Klängen der Militärkapelle dem Toten zum Bahnhofe das Geleit.

Mir zittert die Seele unter dem Gefühl der unsagbaren Lächerlichkeit, mit der die evangelische Kirche sich durch eine solche Praxis vor allen ernster Nachdenkenden belastet. Wenn die katholische Kirche in solchen Fällen einfach den Priester versagt, so ist das groß und folgerichtig — auch die Ketzerverfolgung hatte ihre Größe. Aber wir — — versagen nur des Pfarrers Rock, den Pfarrer selbst zu versagen wagen wir nicht: teils sind wir, Gott Lob! zu evangelisch dazu, teils fürchten wir den Anstoß auf der andern Seite. Immerhin, es bleibt vor Welt und Gemeinde eine Versagung des kirchlichen Begräbnisses, vollzogen an einem anerkannt christlichen Manne, weil er mit seinem Leichnam durchs Feuer will, während wir dasselbe kirchliche Begräbnis jedem Unchristen und Unmenschen gewähren, weil er auf diese Idee nicht zufällig gekommen ist.

Von Urteilen der Goslarer Gemeindeglieder liegt mir Manches vor, das der Wiedergabe wert wäre und auch in Hannover Eindruck machen würde. Es sind Aeußerungen streng orthodoxer, gut kirchlicher und hoffentlich also auch fromm christlicher Leute. Aber das hannoversche Konsistorium wird sich hierüber auf seinen Wegen unterrichten können. Uns beschäftigt zu sehr die prinzipielle Wichtigkeit, die eine „an sich" völlig unwichtige Sache durch die Behandlung von oben her bekommt, als daß wir bei jenen Stimmen verweilen möchten.

Und da muß noch Folgendes gesagt werden.

Anstatt die Frage nach Gewährung und Versagung kirchlichen Geleits dem Gewissen des Kirchendieners selbst zu überlassen, schafft jener Erlaß des Konsistoriums eine Art Zentralgewissen für die Diener und Glieder der Landeskirche. Es schließt geradezu den Pfarrer und seinen Gemeindebeirat von der gewissenhaften Erwägung des Einzelfalles aus. Es selber aber erwägt und überlegt nicht dem Einzelfall gegenüber, sondern erledigt ihn einfach nach dem Schema F. Geht es also ganz korrekt nach dem Konsistorialerlaß zu, so wägt und erwägt überhaupt Niemand mehr in solchem Fall: die Kirche ist von vornherein damit fertig. Wie evangelisch! Wie ganz im Sinne Jesu Christi!

Oder ist vielleicht Annahme des Konsistoriums, daß der Erlaß ja gar nichts mit Gewissen und Evangelium zu thun habe? Man versagt ja die Person des Pfarrers nicht, man versagt das Wort nicht! Es kommt also vielleicht — nach Ansicht des Konsistoriums — auf Amtskleid und amtliche Formen sonst nicht an!! Diese geistliche Auslegung des Erlasses ist für unsre Gemeinden jedenfalls zu fein, und die Männer im Kirchenregiment dürfen sich damit nicht trösten. Vielmehr kann eine solche Praxis nur die Gewissen verwirren, an Stelle der evangelischen Schätzung des Amts und Amtskleides eine katholische setzen und Suchende, Gott Suchende, die Mühe haben unser kirchliches Wesen zu begreifen, vollends vor den Kopf stoßen.

Soll der Erlaß aber, wie das heute so beliebte kirchliche Weisheit ist, „irrende Gewissen" schonen? Wahrhaftig, so beneiden wir die Männer nicht, die zwischen der Scylla der irrenden Gewissen hier und der Charybdis der in der Freiheit des Evangeliums gefesteten Gewissen dort so entschlossen ihr Kirchenschiff nach der Scylla hinübersteuern.

Was wir im rein kirchlichen Interesse fordern, ist allein dies. Die Thatsache, daß ein Verstorbner durch Feuer bestattet werden soll, darf allein nicht genügen, um die Mitwirkung des Geistlichen oder der Kirche zu versagen. Ist der, der sich verbrennen lassen will, ein unkirchlicher und unchristlicher Mensch gewesen, dann kann es die Ehre der Kirche und der von ihr vertretenen Sache fordern, daß an seinem Sarge der Geistliche nicht amtirt. Andernfalls fordert es die Ehre und der evangelische Charakter unsrer Kirche, daß wir ihn auch im Tode als einen der Unsern ansehen und behandeln.

So ungefähr hat z. B. die evangelische Kirchenbehörde der Rheinpfalz gut und weise verfügt.

Möchten die betrübenden Vorgänge, die dem Tode des wackern Künstlers in Goslar folgten, zu der Erkenntnis helfen, daß die heutige Praxis trotz dem bedauerlichen Votum der Eisenacher Konferenz unhaltbar ist! Dann würden die mit Recht tief verletzten Angehörigen wenigstens die Genugthuung haben, daß die Aufregung am Sarge ihres geliebten Toten nicht vergebens gewesen ist. R

Endlich von konservativer Seite ein befreiendes Wort über die Kirchbaufrage

Ueber evangelischen Kirchenbau mit besonderm Bezug auf Berlin. Von H. Dalton. Berlin, Martin Warneck. 86 S. 75 Pfge.

Wer sich je bemüht hat, das evangelische Gemeindeleben zu fördern, der wird Dalton aufrichtig dankbar sein, daß er seine in jeder Beziehung verdienstliche Schrift veröffentlicht hat. Der banausische Liberalismus eines Teiles unsers Bürgerstandes

widersetzt sich der Bildung neuer Gemeinden aus bekannten Gründen. Leider hat er einen sehr mächtigen Bundesgenossen in der romantischen Richtung, die in nicht wenigen der wirklich kirchlich Gesinnten herrscht. Sie kennen den Wert der Einzelseelsorge nicht. Sie suchen allein im Gottesdienst das kirchliche Leben und wollen ihn durch die Aufwendung der bedeutendsten architektonischen, liturgischen und rednerischen Mittel wirksam machen. Sie verhindern die Bildung neuer Gemeinden, um die Erbauung anspruchsloser Kirchen zu hindern. Die Romantik und der Stammtisch — offenbar gegen den Willen der erstern — wirken zusammen, die kirchliche Not zu erhalten und die sittliche Erneuerung unsers Volkes zu hemmen.

Daß der Stammtisch nicht so leicht zu gewinnen ist, das bedarf keines Beweises. Viel aber ist erreicht, wenn es gelingt, die kirchlich wertvolle jener beiden Richtungen, die Romantik, ihm abwendig zu machen. Die Freunde der Kirche haben in dieser Beziehung, mindestens zum großen Teil, ihre Augen auf Berlin gerichtet. Der Mangel an Kirchen ist dort so groß, daß man erwarten konnte, die Not werde da das Vorurteil zuerst überwinden. Sie werde die Einsicht erwecken, daß das evangelische Christentum in seiner Innigkeit bescheidne Kirchen fordere und dadurch die Vermehrung der Gemeinden erleichtere. Wir haben von Jahr zu Jahr den Augenblick erwartet, in dem von Berlin aus im Kirchenbau eine „Los-von-Rom-Bewegung" beginnen werde.

Es scheint, daß mit Daltons Schrift die lange erwartete Bewegung wirklich begonnen hat. Dalton schildert zunächst, wie in der Zeit, in der die Gemeinden zur Unthätigkeit verurteilt waren, die Kirchennot entstand und wuchs. Die Zeit der Reaktion, in der oft die unfähigsten Menschen die einflußreichsten waren, ließ auch im kirchlichen Gebiet eine mächtige Schuld anwachsen. Sie ward auf die Gemeinden übertragen, als man 1873 sie zur Mitarbeit befähigte. Es war das der Augenblick, von dem an nach Berlin jährlich zwanzig- bis dreißigtausend Menschen einwanderten und die Gegenwart die größten Anforderungen auch in kirchlicher Beziehung stellte. Da sollte nun gleichzeitig die große Aufgabe der Gegenwart gelöst und die in der Vergangenheit aufgewachsene Schuld getilgt werden. In der That gingen die Vertreter der Gemeinden rüstig an das Werk. Es wurden in einem Jahrzehnt zweiundzwanzig neue Kirchen erbaut. Aber damit ist nicht einmal dem neuentstandnen Bedürfnis entsprochen. Nach Dalton müssen in Berlin und den Vororten im nächsten Jahrzehnt jährlich achtzehn neue Kirchen gebaut werden, wenn normale Verhältnisse wieder entstehen sollen, dreizehn um das Verabsäumte nachzuholen, fünf um der wachsenden Zahl der Gemeindemitglieder zu entsprechen. Ganz abgesehen von den Kosten, ist die Lösung der Aufgabe schon dadurch unendlich erschwert, daß es an Bauplätzen fehlt. Niemand hat sich bemüht, sie der Kirche zu sichern, als sie noch zu haben waren. Anderwärts haben die beiden genannten Richtungen die Bestrebungen, zur rechten Zeit das Rechte zu thun, erfolgreich gehindert.

Dalton schlägt nun vor, nach folgenden vier Grundsätzen zu verfahren: 1. man beginne mit der Bildung neuer Gemeinden, nicht mit dem Bau der Kirchen; 2. man erhöhe die Kirchensteuer, weil es eben notwendig ist; 3. man baue billiger, etwa Kirchen für 150000 Mark; 4. man baue, wenn nötig, die Kirchen in geschlossener Häuserreihe, und man verbinde mit der Kirche das Gemeindehaus, dies im Erdgeschoß, jene darüber.

In Betreff der finanziellen Lage wüßte ich, und zwar aus der Erfahrung, noch einen bessern Vorschlag zu machen. Dresden rechts der Elbe bildete 1876 eine einzige Gemeinde. Sie sollte in vier geteilt werden. Wir gingen von dem Grundsatz aus: die Gegenwart hat für sich selbst zu sorgen; was die Vergangenheit uns überliefert hat, gehört der Zukunft an. Alle laufenden Ausgaben werden seitdem durch Steuern gedeckt; die Erträgnisse des vorhandnen Vermögens, einschließlich der von den Friedhöfen, dienen der Erbauung neuer Kirchen und Pfarrhäuser. Die Gemeinden wurden sofort gebildet. Sie hielten ihre Gottesdienste in Schulsälen oder benutzten die vorhandne Kirche mit. Sie haben jetzt alle ihre Kirchen erbaut; nur der einen fehlt noch das Pfarrhaus. Wäre es nicht möglich, in Berlin ebenso zu verfahren? Man müßte dann all die neuen Gemeinden bilden,

die Dalton für notwendig hält, jede mit dem notwendigen Geistlichen versehen, jede in so viel Bezirke einteilen, als sie Geistliche hat, diese auf recht gründliche Seelsorge anweisen und zunächst es ihnen überlassen, für die Gottesdienste sich provisorische Lokale zu suchen. Die Haushaltpläne für die laufenden Ausgaben (einschließlich aller Gehalte) würden von allen Gemeinden bei der gemeinsamen Steuerkasse eingereicht. Die Erträgnisse des gesamten bedeutenden Vermögens der ältern Gemeinden würden unter die neuen Gemeinden verteilt, deren Opferwilligkeit durch das große Opfer der ältern Gemeinden anzuregen wäre. Die Gehalte müßten allmählich gleichmäßig werden. Bei der Steuerkasse entstehende Ueberschüsse kämen gleichfalls Bauzwecken zu gute. Große Aufgaben fordern einen großen Entschluß. Die Verpflichtung des Magistrats wird ohne Zweifel durch eine Abfindungssumme abgelöst werden, deren Zinsen auch den Baukassen zufließen könnten. Im Anschluß an diese Gedanken wäre vielleicht wenigstens ein fester Plan zu entwerfen.

Doch dies nur nebenbei. Was in Daltons Schrift alle evangelischen Christen, auch außer Berlin, in hohem Grade interessirt, das sind ihre beiden letzten Forderungen. Hier ist mit der Romantik gänzlich gebrochen. Was ich mit meinen Freunden immer vertreten habe, darüber sagt der Verfasser goldne Worte:

> Kleine Gemeinden sind lebensfähig und lebenskräftig.
>
> Auch in ihren Bauwerken geziemt der evangelischen Kirche die adlige Würde, nicht einer rasch vorübereilenden Mode dienstbar zu sein und zu frönen.
>
> [Es] lastet auf dem Gewissen, eine so große Summe für Bauten verwandt zu sehen, deren Benutzung sich nur auf ein paar Stunden in der Woche beschränkt.
>
> Für mehr wie neun Zehntel der Zeit stehen diese kostspieligen Bauten leer, verschlossen da, kalt, regungslos, als ob sie Niemandem zu eigen wären.
>
> Die Menge hastet an ihnen vorüber gleichgiltig, vielleicht gar in einer Stimmung, wie der Arbeitsmann den Müßiggänger betrachtet.

Aber man lese Daltons begeistert geschriebne Schrift selbst nach. Er beherrscht seinen Gegenstand vollkommen und weist namentlich an dem Beispiele Englands und Schottlands nach, wie es bei gutem Willen möglich ist, großen Bedürfnissen zu entsprechen, und welchen Gewinn es bringt, kleine Gemeinden in anspruchslosen Kirchen zu sammeln. Von ganz besonderm Werte sind seine sorgsam gesammelten Mitteilungen über die Berliner Gemeinden, deren Mitgliederzahl und Kirchen sowie der letztern Baukosten.

Möge diese Schrift eine neue Zeit für die Ueberwindung der Kirchennot begründen. Es wird das für das ganze evangelische Deutschland ein großer Gewinn sein. Wenn ein Geistlicher auch all seine Kraft auf die Seelsorge wendet, man folgt ihm doch nicht nach, weil von Berlin aus nun einmal die Ansicht Macht gewonnen hat, Seelsorge sei in den Großstädten nicht möglich, höchstens durch Gemeindediakonissen zu üben. Man spricht wie der Blinde von der Farbe. Aber das Vorurteil vernichtet die Lebenswurzel des Gemeindelebens. Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche kostete nach Dalton sieben, der Kaiserdom wird zehn Millionen kosten. Unter einer Million wird in größern Städten bald kaum noch eine Kirche gebaut werden. So erreicht der kirchliche Nihilismus immer mehr seine Zwecke. Erfolgt nun aber in Berlin ein Umschwung, bauen die Gemeinden sich Kirchen, in denen das mannigfaltige Gemeindeleben sich abspiegelt, in denen auch gottesdienstliche Stätten sich finden, die dem Wort des Predigers nicht die herzliche Innigkeit nehmen, dann können wir einem Erwachen wahrhaft evangelischen Lebens entgegensehen. Sulze

---

Der Friedensgedanke in der Vergangenheit

An der Schwelle der Menschheitsgeschichte steht der Krieg, der Krieg in Permenenz. In aller unvernünftigen Natur herrscht er, bedroht mit Tod und Verderben das Eine durch das Andre. Am Anfang aber waren die Menschen nichts mehr als Teile dieser Natur, darum war Jeder des Andern Feind; und die ersten Menschen kamen zu einem ersten Bewußtsein ihrer selbst, indem sie in einander ihre gefährlichsten Gegner erkannten.

Um sich vor einander zu schützen, war Alles erlaubt, Hinterlist und blutigste Grausamkeit, Totschlag und Mord. Im tierischen Kampf, der das ganze Leben währte, lebte der Eine mit dem Andern dahin. Der „ewige" Krieg war der unzertrennliche Begleiter der ersten, vielleicht sehr vieler Menschengenerationen.

Bis sich die ersten zarteren Bande eines Familienlebens knüpften. Da wich der Krieg den ersten kleinen Schritt von der Seite der Menschheit: aus ihrer Familie blieb er von da an gebannt. Freilich, um außerhalb dieses engsten Kreises in alter Heftigkeit und Stetigkeit weiter zu wüten: zwischen Geschlecht und Geschlecht, Sippe und Sippe, Horde und Horde. Erst als die Menschen aus Nomaden seßhafte Leute geworden, wich er auch aus diesem Bereiche. Aber er behielt seine Herrschaft zwischen Dorf und Dorf, Stadt und Stadt, Burg und Burg, zwischen Stadt, Landschaft und Herrensitz. Bis immer größere soziale und politische Verbände entstanden, die, immer fester in sich verschmiedet, im eignen Innern den Gottesfrieden hielten, das Bürgerrecht schufen. Immer seltner, freilich häufig desto heftiger wurden damit die Kriege zwischen je immer größeren Verbänden. Wie ist heute noch ein Krieg denkbar zwischen Südengland und Schottland, zwischen der Normandie und der Bretagne, zwischen Sachsen und Hessen, selbst zwischen den einzelnen russischen Gouvernements? Heute stehen nur noch mächtigste Staatenverbände neben und gegen einander, kriegsbereit und doch kriegsfürchtig: Nordamerika, das englische Kolonialweltreich, der Dreibund, der Zweibund, der mongolische Staatenkoloß. *Der Krieg in Permanenz ist geschwunden, der Friede gilt als der normale und natürliche, Krieg als unnatürlicher Ausnahmezustand.* Groß schon ist die Distanz geworden zwischen der Menschheit und ihrem ersten steten, bluttriefenden Begleiter, dem Krieg. An seine Stelle traten Kultur und Gesittung.

Und mit diesem Friedenszustande wuchs stetig in der Menschheit die Friedenssehnsucht. Unbestimmbar ist der Tag, an dem zum erstenmal diese Sehnsucht einem Menschen als Seufzer inmitten ärgster Kriegsnot auf die Lippen trat. Und als sie der Menschheit ganz klar zum Bewußtsein kam, hüllte sie sich in das Gewand der Resignation, der Trauer um ein unwiederbringlich verlornes Paradies. Wiederum, erst nach langer Zeit fanden dann einzelne Kühne und Hochgemute die Energie, diese Vergangenheit des Paradieses in eine neue, hellwinkende, ferne Zukunft zu wandeln. An ihrer Spitze die ersten Christen: die Zeit der Wiederkunft Christi und des tausendjährigen Reichs war ihnen eine Epoche edelsten Glücks, heiligsten Friedens aller Welt. Und mit ihnen, in andrer Sprache und Gesinnung freilich, sagte Virgil in seinem Hirtengedicht der römisch-heidnischen Welt das Wiedererstehen des goldnen Zeitalters, das Nahen eines ewigen Friedens voraus. An diesen Glauben und diese Prophezeiung haben dann mehr als fünfzehn Jahrhunderte hindurch Tausende und Abertausende sich geklammert, wenn mitten in Kriegswettern das eigne Leid und das Leid der Mitmenschen sie übermannte. Und doch — mehr als Hoffnung besaßen sie daran nicht; und immer drückte sie das Gefühl, daß es nicht im geringsten in ihrer Hand gelegen sei, diese Hoffnung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Das ward erst anders, als seit den Zeiten der Renaissance und der Reformation die Menschen den Bann der übermächtigen, weil unerforschten Natur von sich abzuschütteln begannen. Als sie den Zusammenhang des natürlichen Lebens, die Gesetze des Daseins und der Natur zu erkennen begannen, wuchs mit dieser Einsicht auch leise die Gewißheit, durch sie den Gang der menschlichen Lebensbedingungen zu regeln. Und aus der *Friedenshoffnung ward so allmählich der Friedensgedanke, die Absicht und das Kraftgefühl, durch kluges Handeln der Menschheit den Frieden zu schaffen.* Pläne dazu, anfangs noch schwankend, unklar, utopisch, und dennoch willens- und zielbewußt, tauchen seitdem bald hier bald da auf: Erasmus von Rotterdam erhebt seinen Kriegsruf wider den Krieg, Albericus Gentilis (1588) entwickelt das erste internationale Kriegsrecht, Hugo Grotius das Völkerrecht. Es entsteht die Sekte der Quäker, deren charakteristischer Grundzug die Verurteilung des Krieges ist. Heinrich IV. von Frankreich hängt — gleichviel aus welchen Motiven — den Ideen eines friedlichen Völkerbundes nach, und sein Freund und Minister Sully entwirft bereits den Plan einer europäischen Staatenföderation zum Zweck der Verwirklichung des „ewigen" Friedens. Dann, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, schreibt Jérome Chastel, der Abt von St. Pierre, sein berühmt gewordnes Buch De la paix perpétuelle, in dem er einen Entwurf zur Herstellung eines „andauernden" Friedens auf Grund des Besitzstandes des Utrechter Friedensvertrages giebt. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts aber reiht sich eine Friedensstimme an die andre. Tiefe Denker, führende Geister, selbständige Politiker erheben sie: unter ihnen Rousseau und Fichte, Bentham, Fourier und St. Simon. Béranger dichtet die „heilige Allianz der Völker," Lamartine die „Marseillaise des Friedens." Voltaire fällt den Ausspruch: „Jeder europäische Krieg ist ein Bürgerkrieg," und Mirabeau erklärt von der Kammertribüne herab: „Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern, da die Freiheit, als unumschränkte Herrscherin über beide Welten, den Wunsch der Philosophen erfüllen wird, die Menschheit von dem Verbrechen des Kriegs zu befreien und den ewigen Frieden zu verkünden. Dann wird das Glück der Völker das einzige Ziel des Gesetzgebers sein, der einzige Ruhm der Nationen." Ueber alle diese Kundgebungen aber hinaus ragt der geistvolle, weitausschauende Traktat Immanuel Kants „Zum ewigen Frieden," in dem, zum erstenmal nüchtern und realistisch, die politischen, ökonomischen und allgemein geistigen Voraussetzungen eines wirklichen Völkerfriedens untersucht und formulirt werden. In der Mitte dieses Jahrhunderts tritt dann jenseit des Ozeans der Schmied Elihu Burrit mit seiner Friedensforderung auf. In Millionen von Exemplaren schickte er seine Agitationsblätter, „Funken vom Herde," „Olivenblätter" und sonst wie geheißen, in die Welt und wird der eigentliche Schöpfer der heutigen Friedensgesellschaften und ihrer Bestrebungen.

Die Menschen der Masse aber hörten alle diese Friedensstimmen lange Zeit nur von ferne. Und wo sie sie hörten, wagten sie doch nicht recht an ihre Wahrheit, Ehrlichkeit und Ausführlichkeit zu glauben, geschweige für sie sich zu erheben. Der Druck von oben war noch zu groß; und die immer wieder entbrennenden Kriege redeten donnerlaut dazwischen und dagegen eine sehr deutliche Protestsprache. Erst seit der demokratische Gedanke mit dem allgemeinen Wahlrecht, der Rede- und Versammlungsfreiheit, der allgemeinen Wehrpflicht und Schulbildung, der allgemeinen Berufswahl und Freizügigkeit die Völker mitverantwortlich und mitfähig an der Leitung ihrer Geschicke, sie selbständiger und eigenwilliger denn je gemacht hat, hat vor dem staunenden Auge der Gegenwart der Friedensgedanke auch unter den Massenmenschen werbende Kraft gewonnen, steigt er in die Tiefen und auf die Höhen des Völkerlebens, wird er *populär,* weckt er den *Willen,* den *dauernden Frieden bewußt und überlegt zu schaffen.* Und heute ist es ein eigentümliches Trio, das die Führerschaft in dieser Bewegung für den Völkerfrieden hat: Bertha von Suttner und die Friedensgesellschaften der einzelnen Kulturvölker, der Zar und seine slawischen Gesinnungsgenossen, Bebel und die internationale Sozialdemokratie. Mit diesen drei Hauptträgern des Friedensgedankens der Gegenwart soll sich ein nächster Artikel befassen. *Göhre*

Verschiedenes

Thesen zum Evangelisch-sozialen Kongreß. Vgl. vor. Nr.

Professor Kaftan über das Verhältnis der lutherischen Kirche zur sozialen Frage (25. Mai).

1. Die lutherische Kirche weist den unmittelbar kirchlichen Organen keine direkte Mitwirkung im sozialen und wirtschaftlichen Leben zu, weil sie andre (weltliche) Organe des christlichen Volkskörpers als die von Gott hierfür berufnen ansieht und deren Dienst an sich selbst als Gottesdienst und Lebensfunktion der Kirche verstanden wissen will.

2. Diese Stellung der lutherischen Kirche zu den sozialen Fragen und Aufgaben ist mit innerer Notwendigkeit aus der Reformation Luthers hervorgegangen und muß als ein prinzipieller Fortschritt in der kirchlichen Lebensordnung der protestantischen Völker erachtet werden.

3. Die lutherische Kirche soll unbeirrt an ihrer wichtigen Erkenntnis festhalten, soll aber nicht verkennen, daß die soziale Bewegung der Gegenwart mit dem Grundgedanken des Evangeliums und der Reformation Luthers innerlich zusammenhängt, und sie daher die Pflicht hat, in Predigt und Volkserziehung eine nach diesen christlichen Gedanken bemessene Sozialreform zu befürworten und zu fördern.

Professor Paulsen über Wandlungen des Bildungsideals in ihrem Zusammenhang mit der sozialen Entwicklung (26. Mai).

1. Das herrschende Erziehungsideal einer Zeit ist abhängig von der Konstitution der Gesellschaft. Veränderungen im Erziehungsideal sind Folgeerscheinungen von Wandlungen im Gesellschaftsleben.

2. Das Erziehungsideal jeder Zeit spiegelt das Bild menschlicher Vollkommenheit, das in den führenden Gesellschaftsschichten herrschend ist.

3. Die Bildung der führenden Gesellschaftsschichten hat stets die Tendenz, zu den untern Schichten durchzudringen durch bewußte Thätigkeit und unbewußte Nachahmung.

4. Wer in der Entwicklung aller Volksgenossen zu freier sittlicher Persönlichkeit das Bildunsideal unsers Volkes sieht, d. h. wer nicht die Sklaverei für die im Grunde stets notwendige Gesellschaftsordnung hält, der kann jener natürlichen Tendenz (der Durchdringung des ganzen Volks mit der geistig-sittlichen Bildung seiner führenden Schichten) nicht wehren wollen.

5. Wer die Macht und Selbstdurchsetzung des deutschen Volkes unter den Völkern der Erde will, der muß die Hebung der geistigen und sittlichen Kräfte aller Glieder des Volkes sich zum Ziel setzen.

6. Die soziale Frage ist, vom Gesichtspunkt der Selbsterhaltung der Nation gesehen, gleichbedeutend mit der Frage: wie ist unter den mehr und mehr sich verändernden Lebensbedingungen des Volkes, der Familie die Fähigkeit zur Erziehung eines tüchtigen Nachwuchses zu erhalten, und wie ist der unvermeidliche Ausfall durch gesteigerte Thätigkeit des Staates und der Gesellschaft zu ersetzen?

Die Thesen von Heinrich Freese über das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe (25. Mai, nachmittags) sind leider noch nicht eingetroffen.

Zu den beiden Spezialkonferenzen am Freitag, den 26., nachmittags (Frauenstudium und Evangelisch-soziale Konferenz in Schleswig-Holstein) ist noch eine dritte Besprechung von Professor Lehmann-Hohenberg angesagt: über die Beziehungen zwischen der modernen Naturwissenschaft und den religiösen und sittlichen Ideen.

Zum Fall Wislicenus schreibt man uns aus Hannover:

Wo ist die evangelische Gemeinde? Die Landessynode tritt in Hannover im Herbste dieses Jahres zusammen. Giebts im Hannoverlande keine Christen, die entschlossen und befähigt sind, das Kirchenregiment an seine evangelischen Pflichten zu erinnern, es in evangelische Bahnen zu weisen? Die Verfügung des Konsistoriums muß zurückgenommen werden. Wenn unevangelische Regungen der Landeskirche die Handlungsweise des Konsistoriums bisher bestimmten, so müssen die evangelischen Regungen mächtig werden in jeder Gemeinde und Bezirkssynode, damit das Konsistorium nicht in dem Irrtum bleibt, als ob jene kleinen, machtvollen Kreise die evangelische Kirche seien.

Wir können dem nur beistimmen. Nur wenn ein besserer Geist und Wille in den Gemeinden sich regt, werden die Kirchenbehörden den Weg aus der Sackgasse herausfinden, in die sie sich verlaufen haben. Vgl. die Zuschrift von „orthodoxer" Seite in der Täglichen Rundschau Nr. 109. R

Nr. 33 der Zukunft enthält einen kurzen Artikel von Peter Rosegger über die Persönlichkeit Jesu. Es ist derselbe, der zuerst in Roseggers Zeitschrift „Der Heimgarten" gedruckt von der österreichischen Zensur beschlagnahmt wurde. Der Dichter ist, wie er uns schreibt, selbst unzufrieden damit, daß die „Zukunft" so, noch dazu nicht ohne Druckfehler, „die erste flüchtige Bearbeitung" seines Aufsatzes „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke" gebracht hat. Er wünscht, daß man von seiner „bescheidnen Studie" erst dann Notiz nehmen möge, wenn sie „in der neuen, wesentlich erweiterten und vertieften Bearbeitung" vorliegen wird, die der „Türmer" bestellt hat. Um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen schließen wir uns diesem Wunsche an; denn der Zukunftsartikel hält allerdings nicht, was wir — gerade in der gegenwärtigen Zeitlage — von Rosegger erwartet haben.

Dasselbe Heft bringt einen längern Artikel von Göhre: Meine Trennung von den Nationalsozialen. Wir behalten uns vor, auf das, was von unserm Standpunkte aus an Göhres und seiner bisherigen Genossen Auseinandersetzungen interessant ist, später zurückzukommen, freuen uns des Tones, in dem Göhre seinen Schritt motivirt hat, und wissen uns ihm in dem Einen nach wie vor verbunden, daß sein religiöses Interesse, ja seine religiöse Tendenz in allen Wandlungen seines Lebens bis heute immer gleich lebendig und maßgebend für ihn geblieben ist. R

Die Thomasianischen Episteln. Ein Beitrag zur Einführung in dieselben von Otto Schlier, Pfarrer in Schney bei Lichtenfels. Im Selbstverlag des protestantischen Kirchenbauvereins zu Lichtenfels; gebunden 5 Mk., in allen Buchhandlungen.

Ein Freund der Christlichen Welt ist es, der uns in diesen „Beiträgen" den Blick schärft für das Verständnis epistolischer Abschnitte. Was er bietet, sind nicht sowohl fertige Predigten, als vielmehr Vorarbeiten für solche und Nachklänge aus ihnen, also den Predigern des Worts ebenso vermeint wie den Hörern. Wir können diese Beiträge nur empfehlen. Sie beweisen Seite für Seite ihre Herkunft von einem Manne, der selbständig zu prüfen pflegt, weil ihm Nachbeten nichts gilt gegenüber der eignen Erkenntnis, der ein warmes Herz hat für das wirkliche Leben, wie es ihm in der Gemeinde und in der Welt entgegentritt, der über eine große allgemeine Bildung verfügt, die ihn befähigt, das Selbsterkannte auch andern Geistern deutlich und heilig zu machen, dem die ewigen Wahrheiten selbst so lieb und teuer geworden sind, daß er ihnen nirgends etwas abbricht, daß er sie vielmehr dem Geschlechte der Gegenwart mit aller Klarheit und Schärfe vor die Augen führt. Es zieht sich durch alle Auslegungen ein sittlicher Ernst durch, von dem wir nur wünschen möchten, daß er sich auf viele übertrüge, und eine Originalität des Denkens, von der befruchtet werden wird, wer diese Beiträge studirt. Möchten sie recht viele Leser finden und so die Sorgen eines Kirchenbauvereins in römischer Umgebung erleichtern! M Kreutzer

„Moderne" Predigten hatte ich die Sammlung genannt, die Stage unter dem Titel „Wahrheit und Friede" herausgegeben hat (Jahrgang 1895, Sp. 704). Unter dem gleichen Titel ist ihr ein zweiter Jahrgang Evangelienpredigten über die neue Perikopenreihe der Eisenacher Kirchenkonferenz gefolgt. (Berlin, Schwetschke und Sohn, 1897. 9 Mk.) Obwohl von den 68 Mitarbeitern dieses Bandes 32 neu hinzugetreten sind, ist der Charakter im großen und ganzen derselbe geblieben. Wir verweisen deshalb auf die eingehende Besprechung der frühern Bände. Leider fehlen auch hier die ausgeprägten Parteipredigten noch nicht ganz, die bei der häuslichen Erbauung wenig fördern. Otto Baltzer

---

Quittung

Für den tapferen Katholiken (vergl. Nr. 15): 28 Mk. durch Diak. A, Großenhain; je 10 von Fr, Oppeln; E B, Stuttgart; J H in T; je 5 von B, Roigheim; F P, Steglitz; F, Stettin; je 3 von J B, Stuttgart; P D, Jersleben; P D, Merseburg; H G, Auerbach; 2,50 von R, Lülldorf; 2 von L, Karlsruhe; je 1 von H D, Jersleben; G, Obershagen; 30 Lire aus der deutsch-französischen Fremdenkolonie in Mailand.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 50 Mk. von E B, Stuttgart; 42,50 durch B, Groß-Muckrow; 23,20 gesammelt in Groß-Salze; 15 von P D, Jersleben; 5 von P B, Hohenwarsleben; 4 von Sch, Erbstetten; je 3 von B M in J; M D, Jersleben; H D, ebenda; 2,50 von R, Lülldorf.

Für Armenien: 60 Mk. Sammlung in der Kirchgemeinde Erbstetten; 10 von H Fl, Schwerin; 3 von B M in J.

Für das notwendige Liebeswerk: 5 Mk. von B, Roigheim.

Für die Hungersnot in Deutsch-Ostafrika (vergl. Brot für Steine in Nr. 10): 9,60 Mk. von den Konfirmanden in Hohenwarsleben; 6 von einer Witwe in Erbstetten.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg: Monatsversammlung, Mittwoch den 7. Juni, nachmittags 3 Uhr, Hasselbachstr. 1. Wuthe: Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. (Vortrag von Theodor Zahn. Leipzig, Deichert. 61 S. 0,90 Mk. Vgl. Christl. Welt Nr. 3: Lutherisch.)

Kiel: Mittwoch, den 24. Mai, vormittags $9^1/_2$ im Seegarten: Geschichte und Aufgabe der Christlichen Welt (Rade).

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen.

Nr. 18. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die vierte Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz am 11. und 12. April (Schluß) — Römische Kirche: Zur Vervollständigung der Verwerfung Schells; Allerlei Ultramontanes; Von der österreichischen Uebertrittsbewegung — Vermischte Nachrichten

Nr. 19. Römische Kirche: Von der österreichischen Uebertrittsbewegung — Verschiedenes: Das Leichenbegängnis von Professor Wislicenus in Goslar; Armenien — Vermischte Nachrichten — Personalien

Heute früh um 1 Uhr wurde uns ein gesundes Töchterlein geschenkt.
Tokyo, Japan, am 13. April 1899.
Adolf Wendt und **Frau Hedwig**, geb. **Krause**.

Doctors daughter with slight knowledge of German, wishes situation as companion, au pair in large town. Musical. End of May. London references.
Miss Alice Connell,
p. A. Frau Oberpfarrer Naumann,
Schwarzenberg i. Erzgeb.

Heute wurde uns ein kräftiger Knabe geboren.
Riebrau bei Göhrde (Hannover), 4. Mai 1899
Pastor Heidemann und **Frau Minna** geborne **Wyll**.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Soeben erschien:

Die Landarbeiter

in den

evangelischen Gebieten Norddeutschlands.

In Einzeldarstellungen
nach Erhebungen des **Evangelisch-Sozialen Kongresses**
herausgegeben von
Dr. **Max Weber,**
Professor der Politischen Oekonomie an der Universität Heidelberg.

I. Heft: **Goldschmidt, die Landarbeiter in der Provinz Sachsen, sowie in den Herzogtümern Braunschweig und Anhalt.**
In der Subscription M. 3.50. Im Einzelverkauf M. 5.—.

II. Heft: **Grunenberg, die Landarbeiter in den Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover östlich der Weser, sowie in dem Gebiete des Fürstentums Lübeck und der freien Städte Lübeck, Hamburg und Bremen.**
In der Subscription M. 4.80. Im Einzelverkauf M. 6.60.

Diese in zwanglosen Heften erfolgende Publication kommt in einem Augenblick sehr zeitgemäss, in welchem die Gründe der „Leutenot“ des platten Landes die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen. Beide Arbeiten werden für die Teilnehmer an dem in diesem Monat in Kiel tagenden Evang.-sozialen Kongress von besonderem Interesse sein.

Bestellungen nimmt jede Sortimentsbuchhandlung entgegen.

Palästina Orient

Photographien vom gesamten Orient
Format 22×28 cm und Stereoskopen — Jerusalem-Panorama — Erlöserkirche in Jerusalem: Kabinet 1 *M*, Quart jetzt 2 *M* — Laternbilder zur Projektion
Verzeichnisse kostenlos
Kunstverlag Bruno Hentschel
Leipzig, Roßstr. 9

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschien:

Richard Rothe.

Ein theologisches Charakterbild

von

Lic. Dr. **P. Mezger,**
Professor an der Universität Basel.

8°. 78 Seiten. — Preis Mk. 1,20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Jeder Vater sorgt für seine Söhne am zweckmäßigsten, wenn er sie in frühester Jugend bei unserer Gesellschaft in die **Militairdienst-**Versicherung einkauft.

Jede Mutter soll dafür Sorge tragen, daß ihre Töchter bei unserer Gesellschaft in die **Aussteuer-**Versicherung eingekauft werden.

Jeder ist im Alter von Sorge und Noth befreit, wenn er sich ein **Kapital** oder eine **Rente** gesichert hat.

Man wende sich an die
Hamburger Militairdienst-, Aussteuer- u. Alters-Versicherungs-Gesellschaft in Hamburg.

Im April cr. liefen Anträge ein über M. 997,375 Versicherungskapital, gegen M. 663,279 im selben Monat 1898. Der Neuzugang an beantragter Vers.-Summe in den ersten vier Monaten dieses Jahres beträgt M. 4,125,135.

Die z. Zt. gewährte Dividende beträgt
10% für die betr. Militärdienst-Vers.,
14% für die betr. Aussteuer- u. Alterskapital.-Vers.
Analog der Dividende für letztere Vers.-Akten fließen 14% der betr. Jahresprämie in den Dividendenfonds der Altersrenten-Versicherung.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Vorzügl. Material zu Vorträgen.

Im Garten Gottes
v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**

Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid.“ 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben.“ 4. Winfried Bonifacius u. Gustav Freytags „Ingraban.“ 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.

Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.
Carl Villaret, Erfurt.

Ein französischer Student der Theologie sucht eine Hauslehrerstelle in Deutschland für die Monate August, September und Oktober. Refer. Prof. Ménégoz, 83 Boulev. Arago, Paris.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
☞ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Antiquar.-Katalog XXXIII
Theologie u. Verwandtes
soeben erschienen. Zusendg. gr. u. fr.
Hugo Rothers Buchhdlg.
(Martin Warneck)
Berlin W. 9.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur
1 Mk. 75 Pf.
franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Neuigkeiten aus dem Verlage von REUTHER & REICHARD in BERLIN W. 9.

Soeben erschienen:

Die Bergpredigt (Matth. 5—7) von **M. Evers,** Gymnasial-Direktor in Barmen. Dritte, verb. Auflage. Gr. 8°. 64 Seiten. ca. Mk. 0,80.
(**Hilfsmittel zum ev. Religionsunterricht** von Evers und Fauth. 1. Heft.)

Die katechetische Behandlung des kleinen Katechismus D. M. Luthers im Geiste seines Verfassers mit ausgeführten Unterredungen von **Th. Hardeland,** Pastor in Lüneburg. Gr. 8°. VIII, 320 Seiten. Mk. 3,60, geb. Mk. 4,20.

Der erziehende Religionsunterricht in Schule und Kirche. Ein Beitrag zur Pädagogik und Katechetik von **A. Eckert,** Prediger und Rektor. Gr. 8°. VIII, 195 Seiten. Mk. 2,60.

Hülfsbuch für den evang. Religionsunterricht für Lehrer- und Lehrerinnenseminare von **E. Meinke,** Reg.- und Schulrat in Frankfurt a. O. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8°. 1. **Heilsgeschichte des Alten Testaments.** VIII, 122 S. Mk. 1,10, geb. Mk. 1,40. 2. **Das Leben Jesu.** Mit einer Karte von Palästina. XII, 160 S. Mk. 1,60, geb. Mk. 1,90. 3. **Die Pflanzung der Kirche durch die Apostel.** Mit einer Karte der Reisen des Apostels Paulus. VIII, 88 S. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,30. 4. **Bilder aus der Kirchengeschichte.** VIII, 130 S. Mk. 1,20, geb. Mk. 1,50. 5. **Die Glaubens- und Pflichtenlehre.** (Im Druck!)

Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte im Abriß. Allgemein verständlich dargestellt von **Prof. M. Evers,** Gymnas.-Direktor in Barmen. I. Teil: **Deutsche Sprach- und Stilgeschichte.** Gr. 8°. XX, 284 Seiten. Preis Mk. 3,60, hübsch geb. Mk. 4,50, in feinem Kalikoband mit Goldpressung Mk. 4,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☞ **Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Styria in Graz, betreffend Weiß' Weltgeschichte.** ☜